

Not am Mann: von Helden der Arbeit zur neuen Unterschicht? Lebenslagen junger Erwachsener in wirtschaftlichen Abstiegsregionen der neuen Bundesländer

Kröhnert, Steffen; Klingholz, Reiner

Forschungsbericht / research report

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

SSG Sozialwissenschaften, USB Köln

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kröhnert, S., & Klingholz, R. (2006). *Not am Mann: von Helden der Arbeit zur neuen Unterschicht? Lebenslagen junger Erwachsener in wirtschaftlichen Abstiegsregionen der neuen Bundesländer*. Berlin: Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-320940>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Not am Mann

Von Helden der Arbeit zur neuen Unterschicht?

Lebenslagen junger Erwachsener in wirtschaftlichen
Abstiegsregionen der neuen Bundesländer



e Unterschicht? +++ Jobverluste vor allem für Männer +++ Jungen ohne Bezugspersonen +++ der Wandel spielt den Rechtsradikalen in die Hände +++
g Gebildete bleiben eher partnerlos +++ prekäre Lebensverhältnisse +++ Wege aus der Krise +++ gesucht: neue Rollenbilder für männliche Jugendli

Mit Ihrer Spende oder Zustiftung unterstützen Sie die unabhängige Arbeit des Berlin-Instituts

Das Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung ist ein unabhängiger Think tank, der sich mit Fragen globaler demografischer Veränderungen und der Entwicklungspolitik beschäftigt. Das Institut wurde 2000 als gemeinnützige Stiftung gegründet und hat die Aufgabe, das Bewusstsein für den demografischen Wandel zu schärfen, nachhaltige Entwicklung zu fördern, neue Ideen in die Politik einzubringen und Konzepte zur Lösung demografischer und entwicklungspolitischer Probleme zu erarbeiten.

Das Berlin-Institut erstellt Studien, Diskussions- und Hintergrundpapiere, bereitet wissenschaftliche Informationen für den politischen Entscheidungsprozess auf und betreibt ein Online-Handbuch zum Thema Bevölkerung.

Weitere Informationen, wie auch die Möglichkeit, den kostenlosen regelmäßigen Online-Newsletter „Demos“ zu abonnieren, finden Sie unter **www.berlin-institut.org**.

Das Berlin-Institut finanziert sich über Projektzuwendungen, Spenden und Forschungsaufträge. Das Institut ist als gemeinnützig anerkannt und erhält keinerlei öffentliche Grundförderung. Spenden und Zustiftungen an das Berlin-Institut sind steuerlich absetzbar.

Bankverbindung:
Bankhaus Hallbaum
BLZ 250 601 80
Konto 20 28 64 07

Bei Überweisungen bitte unbedingt Name und Adresse angeben, damit eine Spendenquittung gestellt werden kann.

Kontakt:
Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung
Schillerstraße 59
10627 Berlin
Telefon 030 22324845
Telefax 030 22324846
E-Mail: info@berlin-institut.org

Not am Mann

Von Helden der Arbeit zur neuen Unterschicht?

Lebenslagen junger Erwachsener in wirtschaftlichen
Abstiegsregionen der neuen Bundesländer

Impressum

Herausgeber:

Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung

Schillerstraße 59

10627 Berlin

Telefon (030) 22 32 48 45

Telefax (030) 22 32 48 46

E-Mail: info@berlin-institut.org

www.berlin-institut.org

Erste Auflage

Mai 2007

Autoren:

Steffen Kröhnert, Reiner Klingholz

Feldforschung:

Steffen Kröhnert (wissenschaftliche Leitung),

Anne-Kristin Kuhnt, Dennis Metzeld,

Ronald Smutny

Organisation:

Christian Kutzner

Gestaltung:

Jörg Scholz, Köln (www.traktorimnetz.de)

Druck:

Gebrüder Kopp GmbH & Co. KG, Köln

Das Berlin-Institut dankt der Jeannette und Michael Saalfeld Stiftung aus Hamburg für die Unterstützung bei der Publikation dieser Studie.

ISBN 978-3-00-02-1678-7

INHALT

1. PREKÄRE VERHÄLTNISSE	4
2. ZUSAMMENFASSUNG DER ERGEBNISSE	6
3. LOKALTERMIN: ZWEI TYPISCHE ORTE IN DER OSTDEUTSCHEN PROVINZ	8
4. DATENLAGE: HINTERGRÜNDE DER ABWANDERUNG	34
5. SIND DIE JUNGEN MÄNNER IN DER BILDUNGSKRISE?	44
6. WARUM GEHEN DIE FRAUEN – UND WARUM BLEIBEN DIE MÄNNER?	48
7. FRAUENABWANDERUNG UND PARTNERSUCHE	60
8. AUSWIRKUNGEN DES MÄNNERÜBERSCHUSSES AUF KRIMINALITÄT UND WAHLVERHALTEN	64
9. AUSWIRKUNGEN DES FRAUENMANGELS AUF DIE ZUKUNFT DER NEUEN BUNDESLÄNDER	72
10. EMPFEHLUNGEN	74
METHODEN DER STATISTIK	78
ANMERKUNGEN UND QUELLEN	79

Das Berlin-Institut dankt allen Interview-Partnern in Ebersbach und Herzberg, insbesondere den beiden Bürgermeistern, für die offene und vorbehaltlose Zusammenarbeit im Rahmen dieser Untersuchung.

1

PREKÄRE VERHÄLTNISSE

Der Fall der innerdeutschen Grenze im Jahr 1989 und die Vereinigung der beiden deutschen Staaten im Jahr 1990 haben nicht nur das politische und wirtschaftliche System der ehemaligen DDR schlagartig beendet, sondern auch die sozialen und demografischen Bedingungen im Osten Deutschlands nachhaltig verändert. Als Folge dieser Verwerfungen sind seit 1989 etwa 1,5 Millionen zumeist junge Menschen aus den neuen Bundesländern abgewandert – rund zehn Prozent der Bevölkerung zum Ende der DDR-Ära. Ursache der enormen Abwanderungszahlen vor allem in der ersten Zeit nach dem Mauerfall waren das Wohlstandsgefälle und der durch jahrzehntelange Abschottung aufgestaute Wanderungsdruck.

Anfang der 1990er Jahre bestand die Hoffnung, dass sich die Bevölkerungszahl der neuen Bundesländer durch ein Wirtschaftswunder Ost bald stabilisieren würde. Doch nach einer kurzen Trendwende Mitte der 1990er Jahre, als sich die Abwanderung unterm Strich beruhigt hatte, nahm diese wieder zu. Denn zu einem selbst tragenden wirtschaftlichen Aufschwung, der jungen Menschen ausreichend Ausbildungs- und Arbeitsplätze hätte bieten können, kam es nicht. Zudem sind die Verdienst- und Aufstiegsmöglichkeiten in den meisten Berufen im Osten bis heute deutlich niedriger als in den alten Bundesländern.¹ Auch das Forschungsinstitut Prognos bescheinigt Deutschlands Osten trotz punktueller Verbesserungen nach wie vor eine enorme Rückständigkeit in der wirtschaftlichen Entwicklung.² Selbst im Musterland Sachsen liegt die Arbeitslosigkeit in sämtlichen Bezirken um mehr als 30 Prozent über dem Bundesmittel.

Noch heute kehren deshalb Jahr für Jahr weit mehr Menschen den neuen Bundesländern den Rücken als sich dort neu niederlassen.

Hinter diesem Verlust verbirgt sich ein neues und weitgehend unerforschtes Phänomen: die überproportionale Abwanderung junger Frauen. In den ersten beiden Jahren nach dem Mauerfall zogen noch überwiegend Männer gen Westen. Doch bereits 1991 änderte sich das Migrationsmuster. Seit diesem Jahr ziehen – per Saldo – deutlich mehr Frauen als Männer aus ihrer ostdeutschen Heimat fort. In der Folge ist in den neuen Bundesländern mittlerweile ein erheblicher Überschuss an Männern in der Altersgruppe der 18- bis 34-Jährigen entstanden. Besonders betroffen sind periphere, wirtschafts- und strukturschwache Regionen. Dort fehlen bis zu 25 Prozent der jungen Frauen – und entsprechend mehr Männer sind zurückgeblieben.

Die Frauendefizite der neuen Bundesländer sind heute europaweit ohne Beispiel. Selbst Polarkreisregionen im Norden Schwedens und Finnlands, die seit langem unter der Landflucht speziell von jungen Frauen leiden, reichen an ostdeutsche Werte nicht heran.³

Warum die Abwanderung so deutlich von Frauen dominiert wird, ist bisher kaum systematisch untersucht worden. Ebenso wenig analysiert sind die Folgen der geschlechterselektiven Wanderungsprozesse auf die betroffenen Regionen in den neuen Bundesländern.

Sicher ist, dass tendenziell nicht nur die jüngeren und weiblichen Personen abwandern, sondern auch jene mit besserer Qualifikation. Umgekehrt bleiben eher die sozial Schwächeren der Gesellschaft, die Älteren und jene mit geringerwertiger Ausbildung zurück, Menschen also, die über niedrige Einkommen verfügen und für die es generell schwierig ist, Beschäftigung zu finden. Genau diese misslichen Lebensverhältnisse erschweren es, den weiteren wirtschaftlichen und demografischen Abwärtstrend aufzuhalten oder gar umzukehren.

Die vorwiegend jungen Männer, die in den wirtschaftsschwachen Landstrichen zurückbleiben, sind auf dem Arbeitsmarkt, in der Bildung und bei der Partnerfindung benachteiligt. Im statistisch gar nicht seltenen Extremfall bedeutet das: kein Job, keine Ausbildung, keine Partnerin. Diese Personen sind damit von einer Teilhabe in wesentlichen gesellschaftlichen Bereichen ausgeschlossen. Da sich dieser Zustand bereits über Jahre verfestigt, ist zu befürchten, dass in den entsprechenden Regionen eine neue, männlich dominierte Unterschicht entstanden ist, die sich dauerhaft zu etablieren droht.

Die deutsche Öffentlichkeit hat Ende 2006 kontrovers darüber diskutiert, ob es in Deutschland so etwas wie eine neue Unterschicht gibt. Anlass der Diskussion war die Studie „Gesellschaft im Reformprozess“ des Meinungsforschungsinstituts Infratest.⁴ In dem Versuch, jener Personengruppe einen Namen zu geben, die unter den Folgen von Langzeitarbeitslosigkeit, ungenügender Ausbildung und mangelnder Integration am meisten leidet, schufen die Autoren den Begriff des „abgehängten Prekariats“. Die Bezeichnung, die aus den Worten „prekär“, also „schwierig“, und „Proletariat“ verschmolzen ist, beschreibt nichts anderes als eine neue Form gesellschaftlicher Unterschicht. Laut Studie zählen in Westdeutschland vier Prozent, in Ostdeutschland 20 Prozent aller Menschen zu dieser Gruppe.

In der aufflammenden Diskussion bezeichnete Vizekanzler Franz Müntefering den Begriff der Unterschicht als Erfindung „lebensfremder Soziologen“ und verkündete, es gebe in Deutschland überhaupt keine Schichten. Ministerpräsident Matthias Platzeck wiederum, in dessen Bundesland Brandenburg einige der betroffenen Regionen liegen, empfand diese Meinung als „Realitätsverweigerung“.

Auch Bundespräsident Horst Köhler meldete sich zu Wort: Er störte sich weniger an dem Begriff der Unterschicht, als an den „Fakten, die dahinter stehen.“ Die Debatte habe vielmehr ans Licht gebracht, „wie viele Menschen in Deutschland sich ‚aussortiert‘ fühlen; ja dass viele Transferempfänger inzwischen gar nicht mehr den Anspruch haben, ein selbst bestimmtes Leben zu führen, sich Ziele zu setzen und sich ins Zeug zu legen ...“.⁵

Die erregte Diskussion um die neuen Unterschichten macht nicht nur deutlich, dass der Wunsch nach politischer Korrektheit der Wahrnehmung von Problemen im Weg stehen kann, sondern auch, welche Wissenslücken in der Betrachtung der wirtschaftlichen und demografischen Umbrüche klaffen, die das Land erfasst haben. Und so kursieren auch über die Auswirkungen der geschlechterselektiven Wanderungsprozesse bestenfalls Vermutungen. Lediglich Journalisten haben die möglichen Folgen des Männerüberschusses in den neuen Bundesländern thematisiert. So schreibt FAZ-Herausgeber Frank Schirrmacher angesichts der hohen Wahlergebnisse der rechtsextremen NPD bei der Landtagswahl 2006 in Mecklenburg-Vorpommern von „Triebwählern“. Von jungen, partnerlosen Männern, die aus Frust über ihre unerfüllten Männerphantasien zum rechten Rand des politischen Spektrums driften. Aggressivität, Gewaltbereitschaft, Mitleidlosigkeit seien Kennzeichen dieser Milieus, soziale Auffälligkeiten, bei denen staatliche Institutionen versagen, weil sie sich selbst durch wirtschaftliche Alimentierung nicht regulieren lassen.⁶

Ziel der vorliegenden Studie ist es, Wissenslücken in diesem Bereich zu schließen. Denn es existieren kaum Untersuchungen über die Menschen, die in den peripheren Regionen der neuen Bundesländer zurück bleiben. Was sind ihre Motive für die Heimatverbundenheit? Worin unterscheiden sich jene, die bleiben, von denen, die gehen? Warum entscheiden sich Männer viel häufiger als Frauen gegen die Abwanderung? Welche Auswirkungen hat das Fortgehen auf das Zusammenleben in den Kommunen? Entsteht durch den Männerüberschuss eine patriarchalische Jugendkultur, die Frauen zusätzlich zur Abwanderung treibt? Treibt der Frauenmangel die Männer ins rechte Lager oder beeinflusst er die Kriminalitätsrate? Verändern sich die Geschlechterrollen, die Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen? Oder wirkt sich das zahlenmäßige Missverhältnis von Frauen und Männern gar nicht auf den sozialen Alltag aus?

Jede Wahrnehmung neuer sozialer Verhältnisse beginnt mit der Beobachtung vor Ort. Deshalb haben wir in der vorliegenden Untersuchung zunächst zwei für den wirtschaftlichen Niedergang und für die überproportionale Abwanderung junger Frauen charakteristische Orte aufgesucht, um die Verhältnisse im Zusammenleben zu beobachten und qualitativ zu beschreiben. Sichtbar wird die fatale Lage vieler junger Menschen vor allem dort, wo sie keine Beschäftigung finden und von staatlichen Fürsorgemaßnahmen, die eigentlich der Qualifikation dienen sollen, weiter in die Abhängigkeit geführt werden. Zurück bleiben häufig Menschen, die für sich keine Zukunft sehen – und mit denen das Land keine Zukunft hat.

Anschließend werden mögliche Hintergründe für die zum Teil problematische Lage diskutiert. Mithilfe statistischer Methoden werden diese Vermutungen auf ihre Plausibilität überprüft und die Beobachtungen vor Ort mit Daten über die soziale, demografische und wirtschaftliche Situation abgeglichen. So lässt sich zeigen, ob die subjektiven Beobachtungen mit der objektiven Lage in Einklang stehen. Letztlich werden verschiedene Thesen – etwa zur Entwicklung der Kriminalität oder des Wahlverhaltens – auf ihre Stimmigkeit untersucht.

Am Ende gibt die Untersuchung eine Reihe von Empfehlungen, wie der problematischen Lage in den betroffenen Regionen abzuhelpen wäre.

Berlin, im Mai 2007

Dr. Reiner Klingholz
Direktor Berlin-Institut für Bevölkerung
und Entwicklung

2

ZUSAMMENFASSUNG DER ERGEBNISSE

- 1** Von dem wirtschaftlichen und demografischen Wandel, der ganz Deutschland erfasst, sind die neuen Bundesländer überproportional betroffen. Der massenhafte Verlust von Arbeitsplätzen seit der Wende und die daraus resultierende Abwanderung haben vor allem in den peripheren Regionen zu einer sozialen Erosion geführt.
- 2** Durch die selektive Abwanderung von jungen Frauen ist in den neuen Bundesländern vielerorts eine sehr ungewöhnliche Geschlechterverteilung entstanden.
- 3** Die Gründe dafür liegen nicht, wie häufig vermutet, in einer Benachteiligung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt. Im Gegenteil liegt heute die Arbeitslosigkeit von jungen Männern über jener der Frauen. Der potenzielle Wanderungsdruck müsste demnach vor allem die Männer zum Fortzug bewegen. Dies ist aber nicht der Fall.
- 4** Generell hat sich in den neuen Bundesländern der Arbeitsmarkt seit der Wende für Männer noch schlechter entwickelt als für Frauen. Im Osten sind insbesondere klassische Männerjobs im Bergbau, in der Produktion oder im Baugewerbe verloren gegangen, während der von Frauen dominierte Dienstleistungssektor weniger gelitten hat.
- 5** Auch junge Männer wandern in großer Zahl aus den neuen Bundesländern ab. Allerdings ist ihre Rückkehrquote höher, während Frauen seltener zurückkommen. Männer werden häufiger von den Bedingungen in der Fremde enttäuscht, scheitern am Arbeitsplatz und finden schlechter sozialen Anschluss. Frauen machen tendenziell andere Erfahrungen, schlagen rasch Wurzeln und fühlen sich sozial besser in der neuen Heimat aufgenommen.
- 6** Die Hauptursache für die überproportionale Frauenabwanderung ist vielmehr in den enormen Bildungsunterschieden der Geschlechter zu suchen. Bundesweit erzielen heutzutage Mädchen und junge Frauen bessere, im Osten sogar deutlich bessere Schulabschlüsse als ihre männlichen Altersgenossen.
- 7** Diese Unterschiede lassen sich weder mit unterschiedlicher Begabung oder Neigung noch mit einer erhöhten Ablenkung von Jungen durch Computer- und Medienkonsum allein erklären. Vielmehr besteht eine erhebliche Benachteiligung junger Männer im allgemeinbildenden Schulsystem der neuen Bundesländer.
- 8** Das deutlich höhere Qualifikationsniveau der erwerbstätigen Frauen in den neuen Bundesländern (im Vergleich zu den alten) kommt statistisch gesehen vor allem den Töchtern zugute. Dort, wo viele hoch qualifizierte Frauen beschäftigt sind, erreichen junge Frauen häufiger höhere Bildungsabschlüsse. Männliche Jugendliche können hingegen von einem Qualifikationsniveau der Männer (und Väter) weit weniger profitieren. Gut gebildete Mütter kümmern sich offensichtlich mehr um die Zukunft ihrer Töchter als qualifizierte Männer es entsprechend im Sinne ihrer Söhne tun.

9 Auch der bereits von anderen Forschern vermutete Zusammenhang zwischen einem hohen Anteil weiblicher Grundschullehrer und geringeren Bildungsabschlüssen männlicher Jugendlicher bestätigt sich auf Kreisebene im Ost-West-Vergleich: In den neuen Bundesländern ist fast das gesamte Lehrpersonal an Grundschulen weiblich. Jungen Männern fehlt es hier offenbar an positiven männlichen Vorbildern. Hinzu kommt, dass auch der Anteil allein-erziehender Mütter in den neuen Bundesländern besonders hoch liegt.

10 Ein Festhalten an einem traditionellen männlichen Rollenbild durch Eltern, Erzieher und Jugendliche, das vorwiegend physisch anstrengende Produktionsberufe als „männlich“ erachtet, hat somit negative Auswirkungen auf das männliche Bildungsniveau. Vor allem in Regionen, in denen früher traditionell männertypische Berufe dominiert haben, sehen auch Eltern höhere Bildungsabschlüsse von jungen Männern oft als nicht notwendig an: Offenbar in den Glauben, dass sich noch immer Arbeit in den traditionellen Berufen finden lässt und ungeachtet der Tatsache, dass diese Berufe von den strukturellen Veränderungen am Arbeitsmarkt besonders betroffen sind.

11 Durch die besseren Bildungsabschlüsse haben junge Frauen höhere Ansprüche an einen Ausbildungs- oder einen angemessenen Arbeitsplatz – auch wenn diese häufig im Westen oder im Ausland liegen. Gerade in den wirtschaftsschwachen, peripheren Landstrichen stellen Frauen einen besonders hohen Anteil unter den Abiturienten, mit der Folge, dass dort auch die Frauenabwanderung am stärksten ausgeprägt ist. Junge Frauen in den neuen Bundesländern reagieren damit früher und deutlich zielgerichteter auf den Strukturwandel als Männer.

12 Als Reaktion auf berufliche Perspektivlosigkeit bildet sich in der jungen Bevölkerung eine Schicht von überwiegend männlichen Personen heraus, die sich mit minimalen Bedürfnissen einrichten und am allgemeinen gesellschaftlichen Leben kaum mehr teilnehmen. Diese Männer werden auch von lokalen Sozialarbeitern und Betreuern als kaum entwicklungsfähig eingeschätzt. Ein Teil der jungen Menschen wächst in Elternhäusern auf, die schon seit Jahren von Arbeitslosigkeit betroffen sind. Die generationenübergreifende Abkopplung von der Gesellschaft macht es besonders schwer, die prekären Verhältnisse aufzubrechen. Diese neue Unterschicht hat vielerorts den Glauben an den Aufstieg der eigenen Kinder verloren und ist deshalb nicht mit Unterschichten der Vergangenheit zu vergleichen.

13 Durch die Abwanderung von jungen Frauen und den daraus resultierenden Männerüberschuss verschlechtert sich nicht nur das soziale Klima, es schwinden auch die demografischen Zukunftschancen, denn es fehlen künftige potenzielle Mütter. Ebenso verdüstert sich die Wirtschaftslage, da hohe Anteile von schlecht qualifizierten und womöglich langzeitarbeitslosen Männern kaum neue Unternehmen zur Ansiedlung einladen.

14 Trotz niedriger Geburtenraten ist in weiten Teilen der neuen Bundesländer eine erhebliche Zunahme von Teenager-Schwangerschaften zu verzeichnen. Diese Entwicklung ist zum Teil als Anpassungsstrategie im Umgang mit der wirtschaftlich und sozial angespannten Lage junger Menschen zu verstehen. Junge Frauen könnten in Kindern eine Form von Bestätigung suchen – und die Möglichkeit zusätzlicher finanzieller Transferleistungen.

15 Da sich Frauen in Deutschland bei der Partnerwahl tendenziell sozial „nach oben“ orientieren oder zumindest einen Partner auf gleicher sozialer Höhe suchen, hat der große Bildungsunterschied zwischen Frauen und Männern in den neuen Bundesländern einen enormen Einfluss auf die Partnerfindung. Es fehlt schlicht an Männern, die den Ansprüchen der Frauen genügen würden. Abgewanderte Frauen finden entsprechend leichter einen Partner in ihrer neuen Heimat, zumal dort die Einkommen der Männer durchweg höher liegen als im Osten. Damit fehlen den Frauen auch mögliche Anreize für eine spätere Rückwanderung. Entsprechend ist nicht zu erwarten, dass alleinstehende Frauen in größerer Zahl in die neuen Bundesländer einwandern, selbst wenn ihnen dort eine gute Arbeitsstelle geboten würde.

16 Die Hypothese, dass lokale Männerüberschüsse das Kriminalitätsniveau zwangsläufig erhöhen, kann widerlegt werden. Regionen mit deutlicher Frauenabwanderung leiden nicht unter ungewöhnlicher Belastung durch Verbrechen.

17 Die Vermutung, dass lokale Männerüberschüsse im Zusammenhang mit rechtsextremem Wahlverhalten stehen, wird allerdings bestätigt. Tendenziell wird dort mehr rechtsradikal gewählt, wo viele jungen Frauen abgewandert sind. Als Hintergrund für diese Entwicklung werden die Entwertung männlicher Rollenbilder durch das Wegbrechen männlich dominierter Berufszweige sowie die Partnerlosigkeit gesehen.

3

LOKALTERMIN: ZWEI TYPISCHE ORTE IN DER OSTDEUTSCHEN PROVINZ

In den neuen Bundesländern gibt es knapp 60 Gemeinden mit mehr als 5.000 Einwohnern, in denen in der Altersgruppe der 18- bis 29-Jährigen weniger als 80 Frauen je 100 Männer leben. Für unsere Feldforschung haben wir nicht einfach jene Gemeinden mit dem eklatantesten Frauenmangel ausgewählt, denn für ein extrem unausgewogenes Geschlechterverhältnis kann es spezifische, aber untypische Gründe geben – etwa wenn der jeweilige Ort über einen Militärstützpunkt verfügt. Wir haben vielmehr zwei Orte gesucht, die möglichst exemplarisch für die demografischen Probleme der peripheren Regionen in den neuen Bundesländern stehen. Deshalb sollte das zahlenmäßige Geschlechterverhältnis im gesamten umgebenden Landkreis ähnlich wie in dem Ort selbst ausfallen. Auch sollten die Orte der Feldforschung nicht zu klein sein – ein Dorf kann kaum eine ganze Region repräsentieren, aber auch nur so groß, dass wir als Forscher innerhalb begrenzter Zeit einen Überblick über die

Gesamtsituation des Ortes gewinnen konnten. Unsere Wahl fiel auf die Städte Ebersbach, gelegen im Landkreis Löbau-Zittau in Ostsachsen, sowie auf Herzberg im Landkreis Elbe-Elster im südwestlichen Brandenburg. Sie sind keinesfalls Extremfälle des demografischen und wirtschaftlichen Wandels. Sie sind keine Negativ-, sondern Durchschnittsbeispiele für die Abwanderung, insbesondere junger Frauen, für die Bildungserosion und die flächenhaft hohe Arbeitslosigkeit in vielen Regionen der neuen Bundesländer.

Der Plan war, das Leben vor Ort zu beobachten, sowie mit zwei Gruppen von Personen ins Gespräch zu kommen: Einerseits mit „Experten“, mit Verantwortlichen für bestimmte Bereiche des kommunalen Zusammenlebens wie Vereinsleitern, Trainern, Sozialarbeitern, Lehrern, Bürgermeistern und so weiter. Auf der anderen Seite wollten wir auch „Betroffene“, also junge Erwachsene zwischen 18 und 29 Jahren befragen. Während Experten relativ leicht über das Telefonbuch oder die Internetseiten ihrer Institutionen zu finden sind, wandten wir bei den „Betroffenen“ eine Schneeballtechnik an: Alle zunächst angetroffenen Interviewpartner sollten uns aus ihrem Arbeitsumfeld und Bekanntenkreis weitere junge Erwachsene nennen, die für ein Gespräch in Frage kamen. In jedem der beforschten Orte hat sich unser Team jeweils eine Woche lang aufgehalten und währenddessen Interviews mit etwa 50 Personen geführt.

3.1 Ebersbach – Stadt ohne Zentrum

Wer von der sächsischen Landeshauptstadt Dresden nach Osten fährt, gelangt nach etwa 70 Kilometern in eine Region, in der sich der sächsische Dialekt verliert und die Menschen mit einem rollenden, fast amerikanischen „r“ sprechen – die Oberlausitz. In diesem Gebiet, das erst 1635 an Sachsen fiel und wo man wohl deshalb bis heute eine andere Mundart spricht, liegt Ebersbach – unmittelbar an der Grenze zur Tschechischen Republik. Die Stadt mit knapp 9.000 Einwohnern gehört zum Landkreis Löbau-Zittau. In Ebersbach entspringt eine der drei Spreequellen, und noch im Ort vereinigt sich deren Wasser mit zwei anderen Rinnsalen, um von hier aus als „Spree“ gen Berlin zu fließen. Ebersbach findet sich etwa in der Mitte zwischen jenen beiden größeren Städten wieder – Löbau und Zittau –, die dem Kreis seinen Namen geben.

Die Stadt zieht sich einer ringförmigen Straße um den Schlechteberg entlang, eine zentrale Erhebung mit Aussichtsturm. Der Ring, oft nur wenige Häuserzeilen schmal, besteht aus sieben Ortsteilen. Im Westen liegt das Stadtzentrum, nördlich zieht sich die endlose Hauptstraße durch Unter- und Oberdorf. Im Süden dehnt sich das Plattenbaugebiet „Oberland“ aus, das in den 1970er Jahren vor allem für die zahlreichen zuziehenden Arbeiter der Textilindustrie, aber auch für die Berufssoldaten des DDR-Militärstandortes Löbau gegründet wurde. Im Westen steht – direkt im Ort – der Grenzstein zur Tschechischen Republik.

Schon bald nach unserem Eintreffen in Ebersbach fallen uns die weiten, zu Fuß kaum zu bewältigenden Wege auf. Von unserer Unterkunft im Oberdorf benötigen wir eine halbe Stunde, um bis in die Gegend der Bahnhofstraße und des Rathauses zu gelangen. Die wenigen Restaurants und Gaststätten Ebersbachs liegen verstreut über das Stadtgebiet, ein urbaner Mittelpunkt fehlt. Auf den Straßen sind kaum Menschen anzutreffen.

Die Ebersbacher erscheinen uns als eine Gemeinschaft, die einst allein die Textilfabrik zusammengeführt hat, der der Grund ihres Zusammenlebens jetzt aber weitgehend abhanden gekommen ist. Immer wieder treffen wir auf Gesprächspartner, vor allem Berufstätige, die angeben, kaum Kontakte innerhalb des Ortes zu pflegen. Bernd Noack, der Bürgermeister von Ebersbach – ein alteingesessener Oberlausitzer mit einer kritischen und reflektierten Sicht auf seine Stadt, räumt ein, dass die vom Charakter sehr unterschiedlichen Stadtteile ein Gemeinschaftsgefühl schwerer aufkommen lassen als anderswo. Viele Freundschaftsbeziehungen und familiäre Bande sind durch den enormen Bevölkerungsverlust der vergangenen Jahre zerstört. Der Bürgermeister berichtet von einem Faustballverein, der nicht mehr verlässlich genügend Sportler für den Spielbetrieb melden kann. Viele Menschen würden weit zur Arbeit pendeln, verdingten sich auf Montage in überregional tätigen Firmen oder müssten auch am Wochenende ihren Dienst antreten. Persönliche Interessen – und auch Beziehungen – träten in dieser Arbeitsmarktsituation einfach zurück.

Zur Zeit der Industrialisierung entstanden in der Oberlausitz – schon lange eine Region der Weber – zahlreiche Textilfabriken. Das Industriedorf Ebersbach wuchs und erhielt 1925 Stadtrecht. Bis zur Wiedervereinigung prägte die Textilindustrie den Ort. Die „Lautex“ hielt bis 1990 eine Art Arbeitsplatzmonopol in Ebersbach und bot mit rund 2.000 Arbeitsplätzen 80 Prozent aller Werk-

tätigen in der Stadt ein Auskommen. Nach der Wiedervereinigung schloss der Betrieb. Die Kleinstadt verlor ihr wirtschaftliches Rückgrat – und ihren Mittelpunkt: Denn die Textilfabrik bildete ursprünglich nicht nur das wirtschaftliche, sondern auch das urbane Zentrum von Ebersbach. Die DDR-Verwaltung hatte ihr Rathaus in der ehemaligen Villa des Fabrikbesitzers eingerichtet – direkt gegenüber dem Werk. Gleich daneben lagen der Bahnhof und die von Geschäften gesäumte „Bahnhofstraße“. Ähnlich wie Ruhrgebietsstädte um ihr Stahlwerk hatte sich Ebersbach Jahrzehnte lang um die Fabrik herum entwickelt.

Nach der Abwicklung der Textilfabrik kamen die Bagger und tilgten die Lautex-Immobilie vom Stadtplan. Vom Rathaus schaut man heute auf gepflegte Rasenflächen. Der benachbarte Bahnhof ist vernagelt, die Stadt nur noch per Bus erreichbar. Einen „Marktplatz“ gibt es zwar noch dem Namen nach – doch die Straßengabelung gegenüber dem stillgelegten Bahnhof verdient diesen Namen kaum. Der lokale Einzelhandel hat es schwer, denn gleich am Ende der Bahnhofstraße, hinter einem Geländer mit Hoheitszeichen, beginnen die Verkaufsstände auf tschegischem Gebiet. Wer sparen will, kauft nicht auf deutscher Seite.

Die alten Wohngebiete von Ebersbach mit ihren teils denkmalgeschützten so genannten Umgebinderhäusern haben ihren dörflichen Charakter erhalten. Die Häuser sind farbenfroh renoviert, die Gärten gepflegt. Die Umgebinder sind eine bauliche Oberlausitzer Besonderheit, bei der im Stil eines Blockhauses aufrechte und schräge Balken anstelle von Mauerwerk die Last des Daches beziehungsweise der oberen Stockwerke tragen. Der traditionelle Baustil gibt den Häusern einen unverwechselbaren Charakter, doch der Denkmalschutz und die geringe Deckenhöhe von teilweise lediglich 1,90 Meter erschweren den Umbau nach modernen Wohnstandards.



Entlang der unwirtschaftlichen, viel befahrenen Hauptstraße von Ebersbach stehen viele baufällige Gebäude leer. Ebersbach sind weniger als 9.000 der einst 12.000 Einwohner geblieben. Nur noch ein Viertel der Einwohner ist jünger als 30 Jahre (Bundesdurchschnitt: 32 Prozent), 35 Prozent haben die 60 überschritten (24 Prozent in ganz Deutschland). Die Arbeitslosenquote liegt im Kreis Löbau-Zittau bei mehr als 20 Prozent – selbst im Osten ein hoher Wert. Im Jahr 2005 kamen in Ebersbach 56 Kinder zur Welt, während 121 Menschen verstarben. Unterm Strich zogen 187 Personen fort. Die Einwohnerschaft des Städtchens ist so in einem einzigen Jahr, anderthalb Jahrzehnte nach der Wiedervereinigung, um 2,7 Prozent geschrumpft.

Äußerlich kommt Ebersbach wie viele ostdeutsche Kleinstädte unscheinbar daher. Persönliche Krisen und sozialer Zerfall spielen sich eher hinter verschlossenen Türen ab, das bestätigt die Sozialarbeiterin Frau Z.⁷ Dennoch sind die Auswirkungen des sozialen Abstiegs bei vielen Menschen zu beobachten. Man spürt sie dort, wo sich die Verlierer des gesellschaftlichen Wandels aus städtebaulichen Gründen konzentrieren – in Ebersbach im Oberland.

Die Orte in Zahlen

Ebersbach und Herzberg sind typische Orte mit typischen Problemen in den peripheren Regionen der neuen Bundesländer. Beide sind geprägt durch Arbeitslosigkeit, Abwanderung, vor allem junger Frauen, sowie durch einen hohen Überschuss der Sterbefälle über die Geburten.

	Ebersbach	Herzberg
Bevölkerung (2005)	8.832	10.941
Bevölkerung (2001)	9.841	11.148
Arbeitslosenzahlen absolut (2005)	1.113	1.230
Neugeborene (2005)	56	61
Gestorbene (2005)	121	110
Frauenmangel (18 bis 29 Jahre) in Prozent (2005)	25	13

(Datengrundlage: Statistische Landesämter, Bundesagentur für Arbeit)

In diesem Stadtteil zog die Industriestadt Ebersbach in den 1970er Jahren ihre Plattenbauten hoch. Wohnraum war knapp, denn der seinerzeit größte, heute geschlossene ostdeutsche Militärstandort im nahen Löbau und die wachsende Textilindustrie hatten zahlreiche Menschen angelockt. So entstand, räumlich vom alten Ebersbach getrennt, das Oberland. Zunächst war der höhere Komfort der Plattenwohnungen begehrt. Zu Hochzeiten wohnten hier 6.500 Ebersbacher. Doch nach der Wende begannen jene, die es sich leisten konnten, Häuser im Umland zu bauen. In frei werdende Wohnungen wurden Aussiedler aus der ehemaligen Sowjetunion einquartiert, worauf die verbliebene Mittelschicht begann, das Oberland zu verlassen. Angesichts der niedrigen Mieten blieben vor allem sozial Schwache zurück. Bald beschloss die Wohnungsbaugesellschaft, einzelne Blocks abzureißen. Heute leben dort noch 3.000 Menschen. Die meisten noch existierenden Plattenwohnungen sind saniert und frisch gestrichen. Nur wenige Häuser haben sich das graue Beton-Gesicht der DDR-Zeit erhalten – auf sie wartet vermutlich der Abriss. Ein Restaurant existiert nicht, dafür fehlt die zahlungsfähige Kundschaft. Stattdessen gibt es ein Nachbarschaftshaus mit Beratung für Verschuldete, Schwangere und Menschen mit Suchtproblemen. Das Oberland ist zum sozialen Brennpunkt geworden.

3.2 Herzberg – trügerische Idylle

Ein Blick auf die Landkarte lässt den zweiten untersuchten Ort, die brandenburgische Kreisstadt Herzberg, viel zentraler erscheinen als das abgelegene Ebersbach. Die größte Gemeinde im Landkreis Elbe-Elster liegt gerade mal 100 Kilometer von Berlin entfernt – bei anderen Metropolen zählt so etwas noch zum Speckgürtel. Doch wer mit dem Auto von Berlin anreist, braucht fast zwei Stunden. Die Autobahnplaner der Nachwendezeit haben die 11.000 Einwohner-Stadt links liegen lassen, und so führen nach Herzberg nur verwinkelte Landstraßen. Wir bekamen dadurch gleich zu spüren, worin sich die nach rein demografischen Kriterien ausgewählten Orte gleichen: Beide liegen weit entfernt von den wirtschaftlichen Lebensadern des Landes.

Im Gegensatz zu Ebersbach ist Herzberg kompakt gebaut. Als Handels- und Handwerkerstadt entstanden, versammeln sich die Häuser um einen attraktiven Marktplatz. Auf den ersten Blick erinnert nichts an das zersiedelte Ebersbach mit seinen leer stehenden Umgebendehäusern. Die Gebäude hier wirken schmuck, zahlreiche Läden und Restaurants verheißen Atmosphäre und Geschäftigkeit. Seit 1992 floss viel Geld in die Sanierung von „Städten mit historischen Stadtkernen“ wie Herzberg, die in Brandenburg eine Arbeitsgemeinschaft bilden. Der Ort profitiert von seiner Funktion als Kreisstadt, aber wohl auch von der speziellen Förderpolitik Brandenburgs. Das Bundesland hat – anders als Sachsen – um den Preis einer hohen Schuldenlast selbst periphere Orte lange mit üppigen Fördergeldern versorgt.

Anders als in Ebersbach sieht man vergleichsweise viele, auch jüngere Menschen auf den Straßen. Immerhin verfügt Herzberg noch über ein Gymnasium. Mittwochs errichten Händler auf dem Marktplatz ihre Stände und bieten Obst und Gemüse, Fisch, Haushaltswaren oder Socken an. Einen regen Marktbetrieb stellt man sich allerdings anders vor: Die Kundschaft ist rar.

Während der Gründerzeit entstanden in Herzberg die ersten Industriebetriebe, darunter eine Speisestärke-, eine Möbel- und eine Armaturenfabrik. Internationale Bekanntheit – auf den Skalen alter Radios nachzulesen – erreichte Herzberg mit dem in den 1930er Jahren errichteten „Deutschlandsender III“, wo Funktechniker für ganz Deutschland ausgebildet wurden. Von dem 325 Meter hohen Sendeturm, 1939 das europaweit höchste Gebäude, blieb nach Kriegszerstörung und Demontage allerdings nichts übrig.

In der DDR-Zeit mussten sich die Herzberger neu orientieren und verlegten sich auf die Agrarwirtschaft und das Baugewerbe mit Hoch- und Tiefbau, auf Gleis- und Straßenbau. Ins wiedervereinigte Deutschland startete die Stadt ohne wirkliche Zukunftsbranchen. Nach einer kurzen Boomphase für die Bauwirtschaft und nach zahlreichen steuerbegünstigten Fehlinvestitionen gingen die drei größten Bauunternehmen, die sich einst auch in Berlin, Dresden und Leipzig ihre Aufträge geholt hatten, Ende der 1990er Jahre in Konkurs. Mit der Schließung des Armaturenwerks Grohe im Jahr 2005 verabschiedete sich die Industrie vollends aus Herzberg.

Allein zwischen 1999 und 2004 gingen im Landkreis Elbe-Elster 8.000 sozialversicherungspflichtige Arbeitsplätze verloren. Der Anteil der Erwerbstätigen im Dienstleistungssektor, der allein einen Ausgleich für verloren gegangene Industriejobs bieten könnte, hat hingegen kaum zugelegt. Insgesamt hat der Landkreis seit der Wiedervereinigung fast 14 Prozent seiner Einwohner verloren.

Michael Oecknigk, der Bürgermeister von Herzberg, erzählt mit bitterem Sarkasmus, dass er für sich und seine Familie in den 1990er Jahren ein Haus mit 200 Quadratmeter Wohnfläche gebaut hat. Jetzt lebt er dort in sieben Zimmern allein mit seiner Frau. Die beiden Töchter haben die Region längst verlassen. Auch dies ist typisch für die beiden besuchten Orte: Die Kinder der Leistungsträger kehren ihrer Heimat den Rücken. Die acht befragten Experten in Ebersbach und Herzberg, die auch über ihre Familie berichteten, hatten insgesamt neun nicht mehr schulpflichtige Kinder. Sieben davon sind bereits fortgezogen, ein achter hat gerade seinen Zivildienst beendet und will nun studieren. Zurück bleiben eher jene Kinder und Jugendlichen, die von ihren Eltern weit weniger gut auf die Zukunft vorbereitet werden.

3.3 Zu viele Kerle?

In Ebersbach herrschte im Jahr 2004 in der Altersgruppe der 18- bis 29-Jährigen ein Frauenmangel von 27, in Herzberg von 18 Prozent. Nun stellt sich die Frage, ob ein statistischer Männerüberschuss im gesellschaftlichen Zusammenleben überhaupt auffällt und ob die Menschen dies gegebenenfalls als Problem wahrnehmen. Obwohl eine so hohe Diskrepanz im Geschlechterverhältnis enorm erscheint, haben nur wenige der von uns befragten Personen etwas von dem Ungleichgewicht bemerkt. Viele, besonders die Männer, zweifeln sogar daran. Einige Frauen äußerten zumindest auf Nachfrage, dass ihnen das Missverhältnis schon einmal aufgefallen sei: „Ja, jetzt, wo sie das sagen – es stimmt, es gibt hier mehr Kerle...“ Frau S. aus Ebersbach meint: „Ich würde schon sagen, es laufen mehr junge Kerle rum... Als wir jetzt hier oben den Rummel hatten, das ist ja immer so ein Anziehungspunkt, ich würde sagen, es waren mehr Jungs da als Mädels.“

Diese zunächst überraschende Unkenntnis ist allerdings nachvollziehbar: Wir haben selbst versucht, an verschiedenen öffentlichen Orten oder bei Veranstaltungen das zahlenmäßige Verhältnis von Frauen und Männern abzuschätzen, ohne dass uns zunächst etwas Besonderes auffiel. Vermutlich ist die menschliche Wahrnehmung nicht dazu eingerichtet, eine Männer-Frauen-Relation in einer Menschenmenge ohne weiteres zu quantifizieren. Frauen und Männer mischen sich praktisch nirgendwo zu gleichen Teilen, sondern bilden interessenspezifische Gruppen. Bei der Freiwilligen Feuerwehr trifft man eher auf Männer, im Ausbildungsgang zur „Fachkraft für Bürokommunikation“ deutlich mehr Frauen. In Diskotheken finden sich die Männer eher an Tischen sitzend und die Frauen auf der Tanzfläche. All dies erschwert es, die Geschlechterverhältnisse einer Bevölkerung abzuschätzen.

Wir haben deshalb an allen Orten, die wir besucht haben, in Restaurants, auf Volksfesten oder Diskotheken, jeweils die Zahl weiblicher und männlicher Besucher gezählt – und zwar möglichst in der für uns interessanten Zielgruppe der 18- bis 29-Jährigen. Herausgekommen sind mehrere Zufallsstichproben, die keinen repräsentativen Querschnitt wiedergeben, aber eine eindeutige Tendenz erkennen lassen.

Diskothek „Kulti“ in Grobhenndorf

Donnerstagabend, 23.30 Uhr, Großdiskothek in Grobhenndorf, etwa 20 Kilometer von Ebersbach entfernt: Derartige Einrichtungen sind bei Männern und Frauen gleichermaßen beliebt und werden – zumindest in ländlichen Regionen – im Wesentlichen von Menschen in Alter zwischen 18 und 29 Jahren besucht. Schon von weitem wird deutlich, wie groß die überregionale Bedeutung dieser Diskothek ist. Weiträumig um das Gebäude herum sind alle Straßen und Plätze zugesperrt, die Kennzeichen der Autos verraten ein großes Einzugsgebiet. Gewöhnlich gehen junge Erwachsene nicht vor 23 Uhr in eine Diskothek, um Mitternacht treffen die meisten Besucher ein. Die Disko ist für mehrere Tausend Gäste ausgelegt. Es gibt neben einem Tanzbereich mehrere separate Bars und Clubräume sowie einen Außenbereich mit Pool.

Am Eingang lässt sich zunächst nicht feststellen, welches Geschlecht dominiert. Erst die Zählung der zwischen 23.45 Uhr und 0.00 Uhr Eingelassenen liefert das Ergebnis 102 Frauen zu 133 Männer. Bei Zählungen im Inneren der Diskothek sind stets die Männer in deutlicher Überzahl vorhanden. Die Atmosphäre in der Diskothek ist entspannt. Viele der Besucher scheinen sich zu kennen, treffen auf Bekannte, unterhalten sich. An der großen Auswahl nicht-alkoholischer Getränke ist zu erkennen, dass, anders als in groß-

städtischen Clubs, viele Menschen mit dem Auto anreisen. Erst sehr spät, gegen 2.00 Uhr morgens, fallen einzelne alkoholisierte männliche Gäste auf. Aggressive Gruppen sind zu keiner Zeit zu beobachten.

Ü-25-Party in Herzberg

Eine weitere gute Gelegenheit zur Beobachtung der Geschlechterproportionen ergibt sich in Herzberg. An einem Samstagabend steigt in einem stillgelegten Lokschuppen eine spezielle Party für Personen im Alter von über 25 Jahren. Der Schuppen ist kein fester Veranstaltungsort, das Fest scheint privat organisiert zu sein. Allerdings war die Veranstaltung auf Plakaten überall im Ort angekündigt. Die „Ü-25-Party“ bietet uns die Chance, die Geschlechterverhältnisse der speziellen Zielgruppe von über 25-Jährigen zu beobachten. Die Mehrzahl der Gäste ist im Alter zwischen 25 und 35 Jahren.

Gegen 22 Uhr sind wir die ersten Gäste. Die Lokalität erweist sich, entsprechend ihrer Herkunft als Lokschuppen, als eher rustikal. Man sitzt an einfachen Biertischen, Getränke sind fast zum Selbstkostenpreis zu haben. Die Atmosphäre ist weniger gepflegt als im „Kulti“ in Großhennersdorf, die Kleidung der meisten Besucher schlicht. Deutlich ist der Unterschied zwischen den jungen Erwachsenen in der Diskothek, die im Wesentlichen im vereinten Deutschland groß geworden sind, und den etwas älteren im Lokschuppen zu erkennen, die noch zu einem guten Teil in der DDR sozialisiert wurden. Während bei den Jüngeren die Art der Kleidung eine enorme Bedeutung gewonnen hat, spielt diese bei den Älteren keine große Rolle. Einigen Besuchern der Ü-25-Party sieht man an, dass sie nicht zu den sozialen Aufsteigern gehören. Bis Mitternacht zählen wir 68 männliche und 48 weibliche Gäste.

100 Jahre Feuerwehr Bertsdorf bei Ebersbach

Bei einer Einrichtung wie der Freiwilligen Feuerwehr sind generell mehr Männer als Frauen zu erwarten. Doch die Feste der Wehren sind auf dem Lande in der Regel große Ereignisse, an denen das ganze Dorf teilnimmt – allemal, wenn es um ein hundertjähriges Jubiläum geht. Solche Feiern dauern meist das ganze Wochenende, tagsüber schiebt sich der Festumzug durchs Dorf, mit historischen Feuerwehrfahrzeugen und anderen Wehren aus der Umgebung. Wir besuchen das Fest der Freiwilligen Feuerwehr Bertsdorf bei Zittau an einem Freitagabend. Der Tanz ist nicht besonders gut besucht. Wie bei anderen Vereinsfesten fällt uns auf, dass die mittlere Generation der 30- bis 50-Jährigen, die normalerweise den Hauptteil der Besucher eines solchen Dorffestes ausmacht, kaum vertreten ist – vermutlich eine Folge der jahrelangen Abwanderung der wirtschaftlich aktivsten Generation. Die Besucher sitzen an einfachen Bierzeltgarnituren, die Gruppen bleiben nach Alter getrennt: Da sind die Feuerwehrveteranen, ältere Männer um die 60, die immer hier gelebt haben – viele in der Uniform der Feuerwehr. Teilweise haben sie ihre Ehefrauen dabei. Da sind ältere Frauen, die sich bei der Veranstaltung engagieren und Bratwürste oder Getränke verkaufen. Ein einziger Tisch ist mit acht Personen der mittleren Generation besetzt – Frauen und Männer zwischen 30 und 40, offensichtlich Paare und nur hier ist das Geschlechterverhältnis ausgeglichen. Gegen 23.00 Uhr erscheint eine größere Gruppe junger Leute zwischen 18 und 25, nimmt einen großen Tisch in Beschlag und ist recht ausgelassen. Es handelt sich um sieben Frauen und 13 Männer.

Wir besuchen in den Wochen vor Ort eine Reihe weiterer Volksfeste, Partys und kleiner Veranstaltungen. Fazit: Überall, wo eine Zählung oder Schätzung möglich war, treffen wir mehr junge Männer als Frauen an. Auf Großveranstaltungen, wo verlässliche Schätzungen unmöglich waren – wie dem Sängerfest in Finsterwalde (im Süden Brandenburgs) oder dem Sandbüschelfest in Mittelherwigsdorf (bei Ebersbach) – fällt auf, dass die mittlere Generation zwischen 30 und 50 weitgehend fehlt. Bei keiner Veranstaltung fallen größere Gruppen alkoholisierten oder aggressiver Männer auf. Auch auf Gruppen, die sich rechtsradikal gebärden, treffen wir nicht. Diese Beobachtung deckt sich mit den Aussagen mehrerer Experten, dass die Zahl von Jugendlichen, die bereits durch ihre Kleidung als rechtsextrem zu erkennen sind, seit Mitte der 1990er Jahre deutlich abgenommen hat – was selbstverständlich nicht bedeuten muss, dass die entsprechenden Einstellungen verschwunden sind.

Zumindest die Freizeitgestaltung der Ebersbacher und Herzberger jungen Erwachsenen erscheint trotz Männerüberschusses unproblematisch. Trotzdem klagen einige der Befragten, wie wohl junge Menschen in den meisten ländlichen Regionen, darüber, dass hier nichts los sei. Doch wer sind die jungen Menschen, die, anders als ein Großteil ihrer ehemaligen Mitschüler, hier geblieben sind? Was tun sie am Montagmorgen, wenn die Party vorbei ist? Und warum bleiben mehr Männer als Frauen?

3.4 Jugendverwahranstalten

In Ebersbach und Herzberg herrscht, wie in weiten Teilen der neuen Bundesländer, eine hohe Jugendarbeitslosigkeit. Ausbildungsplätze in ansässigen Unternehmen sind rar. Die Zahl derer, die im Arbeitsagenturbezirk Bautzen, zu dem Ebersbach gehört, einen Ausbildungsvertrag abschließen konnten, ist von 4.500 im Jahr 1997 auf 3.000 im Jahr 2005 gesunken. Im Herzberger Arbeitsagenturbezirk Cottbus ging die Zahl im gleichen Zeitraum von 5.400 auf 3.800 zurück.⁸ In beiden Orten waren 2004 etwa zehn Prozent aller jungen Erwachsenen zwischen 15 und 25 Jahren arbeitslos. Angesichts der Tatsache, dass junge Menschen in Deutschland vor ihrem 18. Lebensjahr aus formalen Gründen nicht arbeitslos werden können, weil sie ohne Job der Schulpflicht unterliegen, ist dies ein hoher Wert. Und einer der höchsten bundesweit.

Jugendliche unter 18 Jahren können entweder einen Gymnasialzweig besuchen oder eine Lehre machen – wenn sie eine Lehrstelle finden. Alle anderen sind angehalten, sich bei einer der privaten Ausbildungsinstitutionen anzumelden, von denen es in den ländlichen Regionen der neuen Bundesländer eine Fülle gibt. Spricht man mit Jugendlichen oder Verantwortlichen in wirtschaftlichen Krisenregionen, so fällt rasch ein typischer Jargon auf, der sich hier entwickelt hat. Trat man früher eine Lehrstelle an, so geht es hier um „Träger“, in denen Jugendliche „Maßnahmen“ durchlaufen. Für ein Drittel aller jungen Menschen bieten die „Maßnahmeträger“ die einzige Chance, ein qualifizierendes Zertifikat zu erhalten. Darunter sind auch Abschlüsse, die gar nicht zu einem staatlich anerkannten Ausbildungsberuf führen, sondern nur

im jeweiligen Bundesland eine Bedeutung haben. Diese Zeugnisse liegen in ihrem Wert zwangsläufig unter dem einer klassischen dualen Ausbildung, wo der Auszubildende auch praktische Berufserfahrung sammelt.

In den neuen Bundesländern ist ein Netz privater Ausbildungsinstitutionen entstanden, die finanziell nahezu vollständig von staatlichen Programmen zum Abbau der Jugendarbeitslosigkeit abhängig sind – darunter das „Bund-Länder-Programm Ost“, ein „Sofortprogramm der Bundesregierung zum Abbau der Jugendarbeitslosigkeit“ (JuSoPro) sowie Programme zur Förderung lernbeeinträchtigter und sozial benachteiligter Jugendlicher nach § 242 SGB III. Weil die Jugendarbeitslosigkeit so hoch ist, fließen erhebliche Mittel in diese Qualifizierungsprogramme. In Sachsen durchlaufen 29 Prozent, in Brandenburg sogar 37 Prozent aller Lehrlinge Ausbildungsgänge in derartigen Einrichtungen. In Bayern liegt die Quote bei gerade einmal 3,3 Prozent.⁹ Der Markt ist unter den Ausbildungsinstitutionen hart umkämpft, denn die Bundesagentur für Arbeit vergibt die Aufträge nach Ausschreibung in der Regel an den billigsten Bieter.

Es gibt eine bestimmte Klasse der „Maßnahmeträger“, die ihre Auszubildenden exklusiv auswählen kann. In Löbau, zehn Kilometer von Ebersbach entfernt, besuchten wir eine Institution, die im Auftrag des öffentlichen Dienstes Fachkräfte wie Archivare, Bademeister oder Abwassertechniker ausbildet. Da die jungen Menschen während ihrer Ausbildung nicht im öffentlichen Dienst angestellt sind, müssen sie auch nicht den Tarifvorschriften entsprechend entlohnt und nach erfolgreichem Abschluss in ein Arbeitsverhältnis übernommen werden. Dieses Verfahren ist sowohl für die öffentlichen Auftraggeber als auch für die Maßnahmeträger lukrativ. Herr A., Geschäftsführer dieser Institution, konnte im vergangenen Jahr die fünf interessantesten Kandidaten aus 113 Bewerbern auswählen. Drei der ausgeschriebenen Lehrstellen gingen an Abiturienten.

Herr A. hat unter allen im Rahmen der Feldstudie Befragten die optimistischste Sicht auf die Region Oberlausitz. Sie habe große Perspektiven, glaubt A., wenn eines Tages Polen, Tschechien und Deutschland in einem Dreiländer-Eck wirklich zusammenwüchsen. Doch vorerst sieht die Lage vor Ort anders aus: De facto haben von seinen aus 113 Bewerbern ausgewählten fünf Lehrlingen lediglich zwei bis drei die Chance, in den öffentlichen Dienst übernommen zu werden – befristet für ein Jahr.

Die Jugendlichen, die beim Bewerbungsmarathon scheitern, sind in Brandenburg verpflichtet, sich am ersten Tag des neuen Schuljahres an dem ihrem Wohnort nächstgelegenen Oberstufenzentrum zu melden. Dort werden sie registriert und auf „Maßnahmeträger“ verteilt. Wer so schlechte Leistungen hat, dass er auch dort keine Ausbildungsstelle bekommt, wird zunächst in einem Berufsvorbereitungsjahr geparkt und kann ein Jahr später die Bewerbungsprozedur nochmals durchlaufen.

Im Berufsvorbereitungsjahr landen auch jene, die bei der Ausbildung ihre Probezeit nicht überstehen. „Das sind nicht wenige“, versichert uns eine Angestellte der Stadt Herzberg. Viele Jugendliche im Osten brechen die Ausbildung ab, aus mangelnder Kompetenz, aber auch aus Heimweh, auf alle Fälle häufiger als im Westen. Ein Grund dafür ist auch die geringe Auswahl an Lehrstellen, die Jugendliche häufig dazu zwingt, Stellen anzunehmen, die ihren Interessen nicht entsprechen.

Einfach zuhause bleiben darf niemand. Nach den Regeln des SGB II sind „erwerbsfähige Hilfebedürftige, die das 25. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, ... unverzüglich nach Antragstellung auf Leistungen ... in eine Arbeit, eine Ausbildung oder eine Arbeitsgelegenheit zu vermitteln“¹⁰. Seit der Reform des Arbeitsmarktes bieten viele Träger deshalb jetzt auch Maßnahmen nach den Maßnahmen an: Die jungen Erwachsenen können sich, falls sie auch nach einer Nachqualifikation keinen Job finden, etwas zu ihrer Grundsicherung dazuverdienen – keinen Lohn, sondern eine „Mehraufwandsentschädigung“, MAE genannt. Der Volksmund nennt das auch Ein-Euro-Job, auch die numerisch präzisere Bezeichnung Eineurofünfzig-Job ist in Gebrauch. Damit lassen sich zu dem Arbeitslosengeld II (Hartz IV) etwa 180 Euro pro Monat hinzuverdienen.

Bei vielen unserer Befragten bestand ein Teil der MAE lediglich darin, dass die jungen Erwachsenen ein paar Stunden pro Tag erscheinen, um ihre eigenen Bewerbungen zu schreiben. Wirklich arbeiten dürfen sie nicht. Jegliche produktive Tätigkeit ist gesetzlich unterbunden, damit die Ein-Euro-Jobber der lokalen Wirtschaft keine Konkurrenz machen. Den Verantwortlichen ist die Absurdität dieses Systems durchaus bewusst: „Wir haben in Deutschland ein System entwickelt, die Jugendlichen aufzubewahren, mal in berufsvorbereitenden Jahren, dann wieder in einer Umschulung ...“, meint Bernd Noack, der Bürgermeister von Ebersbach.

Auch die Angestellten der Maßnahmeträger geraten so in absurde Situationen: Sie sind wirtschaftlich von den immer wieder neu ausgeschrieben Programmen der Bundesanstalt für Arbeit abhängig. Sie sind im Allgemeinen ernsthaft bemüht, den ihnen anvertrauten Jugendlichen etwas beizubringen – und dennoch wissen sie häufig nicht, weshalb und wozu sie diese eigentlich motivieren sollen. Viele jungen Menschen vagabundieren durch „Maßnahmekarrieren“ und machen letztlich die Erfahrung, dass niemand sie braucht.

Herr G. arbeitet als leitender Angestellter eines regional tätigen Bildungsträgers im Landkreis Elbe-Elster. Sein Unternehmen bietet das volle Programm ostdeutscher Maßnahmeträger, von der beruflichen Erstausbildung über Umschulungs- und Weiterbildungsmaßnahmen bis hin zu Maßnahmen mit Mehraufwandsentschädigung. Hauptauftraggeber ist – bei Umschulung und Weiterbildung – die Bundesagentur für Arbeit. Bei den Erstausbildungen fließen die Mittel aus den entsprechenden Programmen von Bund oder Land. G. sagt, die extreme Arbeitslosigkeit in der Region Sorge dafür, dass diejenigen, die wirklich flexibel seien, dorthin gingen, wo sie Arbeit fänden – und bestenfalls am Wochenende zur Familie zurückkehrten: „Bei den Jugendlichen hängt der Erfolg stark vom Bildungsstand ab. Die richtig Guten finden möglicherweise hier eine Lehrstelle. Wer von ihnen hier nichts findet, geht hemmungslos in den Westen. Die Schlechten schieben wir als Bugwelle vor uns her. Und wenn ich an die denke, stehen mir die Haare zu Berge. Die haben noch 50 Jahre, bis sie ihr Rentenalter erreichen. Aber sie kriegen trotzdem keine Rente, weil sie ja vorher nie was eingezahlt haben.“

Die Menschen, die in diesen abgelegenen Regionen leben, wissen um die schwierige Situation der Jugend. Jeder kennt aus dem Familienkreis, unter Bekannten oder in der Nachbarschaft Personen, die in solchen Maßnahmen untergebracht sind. Was aber kaum diskutiert wird: Unter der desolaten Ausbildungslage leidet die männliche Jugend besonders. Denn es sind vor allem junge Männer, die mit einem ungenügenden Abschluss die Schule verlassen und immer seltener eine Lehrstelle oder einen Job als ungelernte Kraft finden – und die auch nicht wagemutig und mobil genug sind, die Region zu verlassen.

Frau L. ist Sozialarbeiterin bei einem großen Bildungsträger in Löbau. Sie betreut „Maßnahmen mit Mehraufwandsentschädigung“, also so genannte Ein-Euro-Jobber. Häufig sind das Jugendliche, die aufgrund ihrer geringen Bildung oder aus anderen Gründen keine Arbeit finden können. L. antwortet auf die Frage, ob ihr schon einmal aufgefallen sei, dass vor allem die jungen Männer in der Region zurückblieben: „Das kann ich nur bestätigen. In den Jugendwerkstätten hatten wir ursprünglich einen Überschuss an jungen Frauen – zum Teil bedingt durch das Erziehungsjahr, Elternzeit oder einen verspäteten Schulabschluss. Diese Situation hat sich gravierend geändert. Wir zählen jetzt weit über zwei Drittel junge Männer in den Projekten und stellen fest, dass diese wenig flexibel und nicht bereit sind, hier aus der Region wegzugehen. Ich glaube, diese jungen Männer haben eine ganz andere Strategie, durch das Leben zu kommen. Die denken weniger über eine langfristige Perspektive nach, sondern sie sagen, wir haben jetzt erst mal eine Maßnahme, meinetwegen bis 31. 1., und dann schau'n wir mal.“

3.5 Dagebliebene und Rückkehrer

Angesichts der wirtschaftlichen Situation in Herzberg und Ebersbach hat fast jeder junge Erwachsene, meist schon während der Schulzeit, darüber nachgedacht, die Region zu verlassen. Jeder hat Familienangehörige, kennt ehemaliger Mitschüler, Kollegen oder Nachbarn, die fortgezogen sind. Hier muss sich ein junger Mensch nicht rechtfertigen, wenn er geht, sondern wenn er bleibt. Das wird schon bei der Reaktion des Herrn J. (24), Ausbildung zum Maler und Lackierer, arbeitslos, mit Freundin und Kind, auf die einfache Frage deutlich, ob er sich in der Region wohlfühle: „Auf jeden Fall. Deshalb sind wir ja auch noch da.“

Es ist zu erwarten, dass jene heute noch in solchen wirtschaftlichen Krisenregionen anzutreffenden Menschen besonders in ihrer Heimat verwurzelt sind. Jedoch hat überraschenderweise eine ganze Reihe (zehn von 34) der befragten jungen Erwachsenen schon einmal in den alten Bundesländern, im Ausland oder zumindest in ostdeutschen Großstädten gearbeitet oder gelebt, ist dann aber zurückgekehrt. Acht der zehn Heimkehrer waren männlich. Die Hälfte davon gab unumwunden zu, dass sie an ihrem neuen Wohnort die sozialen Kontakte vermisst haben und dass letztlich das Heimweh sie zurücktrieb.

Diejenigen, die dazu standen, dass sie sich in der Fremde nicht wohl gefühlt haben, waren meist die besser Ausgebildeten unter den Rückkehrern. Die andere Hälfte nannte den Verlust des Arbeitsplatzes – der nicht selten unter dubiosen Umständen erfolgte – als Grund für die Rückkehr. So sagte eine junge Frau, sie habe einen Tag in Bayern zur Probe gearbeitet und furchtbaren Ärger mit ihrem Chef bekommen, weil sie „Guten Tag“ statt „Grüß Gott“ gesagt habe. Ein junger Mann

gab an, ihm sei während einer Krankheit gekündigt worden – was nach deutschem Arbeitsrecht gar nicht möglich ist. Manche der Begründungen klangen wie Ausflüchte, um eigene Schwierigkeiten mit einer nicht vertrauten Umgebung und einer fremden Arbeitswelt zu kaschieren.

Nichts wie zurück

Aussagen von jungen Erwachsenen zu ihrer Rückkehr nach Ebersbach und Herzberg nach Aufenthalt in den alten Bundesländern oder in Großstädten der neuen Bundesländer

Habe einen Tag in Bayern probegearbeitet. War furchtbar. Habe „Guten Tag“ gesagt und Ärger vom Chef bekommen, weil ich nicht „Grüß Gott“ gesagt habe.

22 Jahre, weiblich

Habe ein Jahr in Bayern auf Montage gearbeitet. Aber da kennt man niemanden – nie wieder ...

24 Jahre, männlich

Habe im Westen Praktikum gemacht, bin aber nicht übernommen worden. Habe mich da unwohl gefühlt, weil man keinen kennt.

29 Jahre, männlich

War ein dreiviertel Jahr in Frankfurt, habe dort beim Sicherheitsdienst gearbeitet. Bin zurückgekommen wegen Freunden, außerdem ist die Großstadt zu stressig.

24 Jahre, männlich

War sechs Jahre im Sportinternat in Leipzig. Musste aus Krankheitsgründen aufhören.

21 Jahre, männlich

Habe ein halbes Jahr in Bayern als Metallarbeiter gearbeitet; man hat wegen Krankheit gekündigt.

22 Jahre, männlich

Habe ein Jahr in Ulm und Ingolstadt gearbeitet. Habe mir dann wieder in der Heimat einen Job gesucht. Die Freunde hier waren wichtiger als das höhere Gehalt drüben.

23 Jahre, männlich

Habe anderthalb Monate in Aschaffenburg als Lagerhelfer gearbeitet. Wurde wegen zu spätem Abgebens eines Krankenscheins gekündigt.

23 Jahre, männlich

Habe in Dresden studiert, das fiel nicht schwer, weil es nur auf Zeit war. Aber hier ist einfach die Heimat.

27 Jahre, männlich

War mal mit einem Freund für einen Tag zum Probearbeiten (Kellnern) in Österreich. Die Arbeit war aber zu anstrengend, mein Rücken hält das nicht aus.

24 Jahre, weiblich

Viele der jungen Erwachsenen in den Untersuchungsgebieten haben sich in der Fremde versucht. Aber einige – vor allem Männer – kamen zurück. Häufig enttäuscht und aus Frust über die dortigen für sie ungewohnten Lebens- und Arbeitsbedingungen. Ein Teil des Männerüberschusses erklärt sich somit nicht durch die überproportionale Abwanderung von Frauen, sondern durch die Rückkehr von Männern und durch deren mangelnde Fähigkeit, am neuen Wohnort Wurzeln zu schlagen.

	Es gibt Probleme	Keine Probleme/ „manche haben Probleme, manche nicht“	Gesamt
Männer	12	8	20
Frauen	5	9	14

Wie oft berichten Frauen und Männer von den Problemen, anderswo Freundeskreise aufzubauen?
(Datengrundlage: Auszählungen aus den Interviews)

Die Angst der Männer vor dem Verlust der Freunde

Männer fürchten sich mehr als Frauen davor, nach einem Umzug keinen neuen Freundeskreis aufbauen zu können. Dies scheint ein Grund dafür zu sein, dass sie trotz desolater Lage auf dem Arbeitsmarkt eher in wirtschaftsschwachen Gebieten verharren.

Die Befragten sind nicht selten der Überzeugung, dass Männer bessere Chancen auf dem regionalen Arbeitsmarkt haben. Immerhin vier der 20 Experten und sechs der 34 Betroffenen sind dieser Auffassung. Frau W. (19), arbeitssuchend, meint: „Ich würde einfach mal schätzen, da es im Osten noch viele Handwerksbetriebe gibt ..., dass die Männer einfach bevorzugt werden. Ich war selbst schon oft genug wegen meines Berufs im Internet, wo dann selbst unter der Rubrik ‚Koch und Köchin‘ nur männliche Bewerber gesucht wurden. Was will man als Frau denn dann machen?“ Frau U., eine 23-jährige Fachkraft im Gastgewerbe, sagt: „Es gibt einfach mehr Arbeit hier für die Männer: Am Bau, für Maler und Lackierer. Was haben denn die Frauen hier für Möglichkeiten? Gerade mal im Einzelhandel, im Gastgewerbe, im Hotel oder vielleicht in der Altenpflege“

In dem Gespräch mit dem Bürgermeister von Herzberg, Michael Oecknigk, werden wir auf einen weiteren Grund für die überproportionale Abwanderung von Frauen gestoßen. Am Ende des Interviews äußert sich eine weibliche Angestellte des Bürgermeisters, die während des Gesprächs anwesend war: „Ich denke, manche Männer haben nicht den Mut und den Schneid hier wegzugehen. Die haben ihre Freunde hier und ihren Bekanntenkreis,

und wenn sie jetzt gehen würden, wer weiß, ob sie sich drüben wieder etwas aufbauen könnten ... Ich glaube, dass dies an den Müttern liegt. Wir erziehen unsere Töchter zu mehr Selbstständigkeit als unsere Söhne. Wenn ich mir die Mütter von Söhnen in meinem Alter so anschau. Was die so alles nicht machen brauchen und nicht können müssen, weil die Mütter sagen: Warte, das mach ich! Unsere Töchter müssen selbstverständlich alles selbst tun. Und dadurch sind die auch engagierter. Ich kenne da ein paar Beispiele, da müsste man den Müttern sagen: Lass Deinen Sohn doch mal los, der muss das doch können!“

Frau L., eine Sozialarbeiterin, die arbeitslose Jugendliche betreut und deren Maßnahmeteilnehmer zu zwei Drittel junge Männern sind, wird deutlicher: „Natürlich unterscheidet der Bildungsstand und die persönliche Flexibilität diejenigen Menschen, die fortgegangen sind, von jenen, die in der Region geblieben sind. Nur die Motivation, Geld verdienen zu wollen, reicht nicht aus zum Abwandern. Man braucht auch die Bereitschaft, sich auf völlig neue Lebensumstände einzulassen und eine eigene Existenz aufzubauen. Dabei ist der Schulabschluss nicht das alleinige Kriterium. Auch die Fähigkeit, den Alltag zu bewältigen, spielt eine Rolle: der Umgang mit Geld, der Umgang mit Behörden. Die jungen Frauen sind da weiter als die Männer – von der Einstellung her und von den Zielen, die sie sich gesteckt haben.“

Den jungen Männern scheinen ihre Schwierigkeiten in der Kommunikation durchaus bewusst zu sein. Männer äußern deutlich häufiger die Sorge, man könne sich in der Fremde keinen Freundeskreis aufbauen. Bei den Antworten auf die Frage, was junge Männer vom Abwandern abhält, kommen meist

nur scheinbar rationale Argumente auf den Tisch: Der Arbeitsmarkt im Westen sei auch nicht mehr so gut wie früher. Wer im Westen seinen Job verliere, müsse unter hohen Kosten wieder zurückziehen. Der Aufwand für die Heimfahrten am Wochenende fresse den ganzen Mehrverdienst im Westen, so dass man in der Heimat letztlich ein höheres Einkommen erziele und so weiter. Interessanterweise brachten letzteres Argument ausgerechnet zwei junge Männer vor, die ihren Verdienst über einen Ein-Euro-Job bezogen. Drei Viertel der befragten Männer befürchteten, in der Fremde keinen neuen Freundeskreis aufbauen zu können – eine Sorge, die nicht selten aus eigener Erfahrung während eines Aufenthaltes in den alten Bundesländern genährt wird und die einen künftigen Umzug unwahrscheinlich macht.

Herr X. (24), erwerbstätig, Single, einer der wenigen Gesprächspartner, der angab, noch nie über das Weggehen nachgedacht zu haben, bringt es auf den Punkt: „Ich wollte gar nicht weg. Drüben stehst Du dann im Niemandsland. Bist ganz allein, kennst niemanden... Hier hat man sich was aufgebaut. Drüben fängst Du wieder bei Null an. Und wenn Du aus dem Osten kommst, bist Du sowieso der Buhmann.“ Dabei schreckt K. besonders die Vorstellung ab, ganz allein in die alten Bundesländer gehen zu müssen. Ginge man zu zweit, also als Paar, könne man sich noch um einander kümmern.

Gerade in der Vorstellung, wie schwer oder leicht es ist, in der Fremde Wurzeln zu schlagen, unterscheiden sich Frauen und Männer. In einem Jugendklub in Herzberg treffen wir auf zwei völlig gegensätzliche Erfahrungen – auf Herrn G. und Frau O.

Herr G. (24), erwerbstätig, Single, hat in Herzberg gelernt und nach der Ausbildung seine Stelle gekündigt, weil er mal „die große Welt“ sehen wollte. In den alten Bundesländern hat er, vermittelt durch eine Zeitarbeitsfirma, ein Jahr lang in mehreren Großbetrieben gearbeitet. Dann zog ihn das Heimweh zurück. Trotzig sagt er: „Freunde ziehen mehr, Geld entschädigt nicht!“ Auf die Frage, wie denn das Zusammenleben in Herzberg sei, antwortet der junge Mann, der einen großen Bekanntenkreis hat und in verschiedenen Vereinen aktiv ist: „Herzberg ist eigentlich eine schöne Stadt. Ist nicht so verklemmt. Da kann man nach Feierabend noch mal irgendwohin, bumm, auf ein Fläschen Bier oder so. Das gab’s im Westen gar nicht. Da konnte man nicht mal einfach so abends zum Arbeitskollegen hinfahren.“

Frauen sind im Osten weniger gesellschaftlich eingebunden als im Westen

Menschen in den neuen Bundesländern sind generell seltener in Vereinen und Organisationen aktiv als im Westen Deutschlands. Besonders selten sind junge Frauen im Osten bürgergesellschaftlich organisiert. Die geringere Verwurzelung ostdeutscher Frauen trägt vermutlich zur überproportionalen Abwanderung bei. Besonders stark ist die Diskrepanz zwischen dem Organisationsgrad von Frauen und Männern in der Region Oberlausitz-Niederschlesien, in der Ebersbach liegt.

Frau O. (18) hat Realschulabschluss und wohnt seit einem Jahr nicht mehr in Herzberg, sondern absolviert in Frankfurt am Main eine Ausbildung: „Die Leute hier sind viel in sich gekehrter, nicht so offen“, urteilt sie über ihre alte Heimat. „Gerade bei Feierlichkeiten können die Leute in Frankfurt viel mehr Party machen. Als ich noch hier lebte, da war fast gar nichts. Mal in die Cocktailbar, oder in den Jugendclub, aber viel machen kann man nicht. Die Leute in meinem Alter, die jetzt aus der Schule rauskommen, die wollen alle weg – weil hier nichts los ist. Die schon etwas Älteren, so mit 24, 25, die leben hier so, die kennen nichts anderes.“ Auf die Frage, wie gut Frau O. in Frankfurt Anschluss gefunden, ob sie schon Freundschaften geschlossen habe, antwortet die junge Frau überzeugend: „Ja, sehr viele. Die Leute dort gehen auf einen zu. Die kennen einen nicht und sagen trotzdem mal: ‚Hallo, wer bist denn du?‘ Das gibt’s hier gar nicht.“ O. sagt rundheraus, sie könne sich nicht vorstellen, nach der Ausbildung in ihre alte Heimat zurückzukehren. Sie möchte mal für eine Zeit im Ausland arbeiten – und dann weitersehen. „Ich kenne in Herzberg Leute, die sind schon zehn Jahre arbeitslos, und wenn man sie fragt, ob sie es nicht mal woanders versuchen wollen, dann sagen die: ‚Nö, zuhause ist es doch am schönsten‘.“ Auf Nachfrage bestätigt Frau O., dass es eher Männer sind, die sich so äußern.

Frau O. und Herr G. haben ursprünglich ähnliche Biografien. Sie stammen aus dem gleichen Ort, haben beide Realschulabschluss und mehr oder weniger klassische geschlechtsspezifische Berufe erlernt. Was sie unterscheidet: Junge Frauen finden offenbar leichter Anschluss als Männer, sind offener für Neues und sind in den Vereinen und Organisationen der Region weniger verwurzelt. Die Ursache für Letzteres liegt vermutlich in der DDR-Vergangenheit. Das Vereinsleben in den neuen Bundesländern – eines der wenigen Refugien der Bürgergesellschaft – war früher stark männlich dominiert.

Die weitgehende Gleichstellung der Frau im Erwerbsleben der DDR bei gleichzeitig bleibender Belastung durch Haushalt und Familie verhinderte in gewisser Weise ein bürgerschaftliches Engagement von Frauen. Vereine blieben im Osten – auch aus Zeitgründen – weitgehend Männersache. Vor allem jüngere ostdeutsche Frauen waren kaum in Vereinen zu finden. Organisationen, in denen Frauen im Westen häufig aktiv sind, wie Kirchengemeinden, Sozial- oder Landfrauenverbände, spielten in der DDR eine untergeordnete Rolle oder waren gar nicht zugelassen. Politisches oder öffentliches Engagement von Frauen war staatlich organisiert – etwa im „Freien Deutschen Gewerkschaftsbund“ oder im „Demokratischen Frauenbund“. Mit dem Untergang des politischen Systems verschwanden diese gelenkten Organisationen. Die Freiwilligen Feuerwehren, Fußballklubs und Anglervereine hingegen blieben. Dort haben, damals wie heute, die Männer das Sagen.

	Region Oberlausitz- Niederschlesien	Region Lausitz- Spreewald	neue Bundesländer (gesamt)	alte Bundesländer inkl. Berlin (gesamt)
männlich, 16 bis 29 Jahre	28	30,5	30,5	22,9
weiblich, 16 bis 29 Jahre	43,1	45	43	33,4

Anteil von Personen zwischen 16 und 29 Jahren, die in keinerlei Vereinen oder Organisationen¹¹ Mitglied sind, nach Geschlecht und Region in Prozent (Datengrundlage: Datensatz Perspektive Deutschland 2005, eigene Berechnungen)

3.6 Strategien des Bleibens

Junge Erwachsene gehen – abhängig von ihrer Bildung, ihrer Motivation und ihrem sozialen Umfeld – sehr unterschiedlich mit der angespannten wirtschaftlichen Situation in den peripheren Regionen der neuen Länder um. Jene, die bleiben, gestalten ihr Leben sehr verschieden. Da gibt es Hochmotivierte, die durch ihre Qualifikation und Motivation auch unter schwierigsten Bedingungen einen Job finden und sich darüber hinaus häufig noch im Vereinsleben ihrer Heimatstadt engagieren. Da sind die jungen Erwachsenen, die seit langem auf ihre Chance hoffen, einen Arbeitsplatz zu finden, mittlerweile aber verbittert oder gar resigniert sind und sich ins Private zurückziehen. Und schließlich gibt es jene, die sich mit ihrer scheinbar aussichtslosen Situation abgefunden haben. Sie haben sich in der Alimentierung durch das Arbeitsamt und in der Betreuung durch „Maßnahmen“ eingerichtet.

Wir haben nach unseren Gesprächen für diese Gruppen von Personen drei Kategorien definiert: Die „trotzigen Macher“, die „Verbitterten und Resignierten“ und die „genügsamen Zurückbleiber“. Diese Zuordnung hat nichts mit einem starren Urteil zu tun, sondern ist das Ergebnis einer Momentaufnahme, so weit sie im Rahmen der Feldstudie möglich war.

Trotzige Macher

Herr S. (27) hat nach dem Realschulabschluss zunächst eine Lehre und später die Fachhochschulreife absolviert. Als seine Firma schließen musste, hat er sich selbstständig gemacht und betreibt bis heute gemeinsam mit seiner Partnerin ein kleines Dienstleistungsunternehmen. Das Planen seiner beruflichen Zukunft ist ihm äußerst wichtig. Deshalb hat S. an einer Fachhochschule im Nachbarort ein weiterführendes Studium aufgenommen. Zum Leben reicht ihm der nicht eben üppige Gewinn aus selbstständiger Tätigkeit:

„Meine Firma ist an die wirtschaftliche Situation angepasst. Ich verdiene nicht mehr und nicht weniger als jemand, der irgendwo als Angestellter arbeitet. Man wird hier nicht reich, aber man kommt klar. Mir persönlich reicht das aus, und für alles andere Sorge ich durch mein Studium vor.“

S. zeigt nach außen keine besondere Sympathie für seinen Heimatort. Das Leben sei langweilig, und viele würden hier versacken. „Wer arbeiten will, zieht weg. Und die anderen wollen entweder nicht arbeiten oder sind hier so verwurzelt, dass sie nicht weg können.“ S. spricht, wie viele hier, über das Auswandern – am besten gleich ins Ausland. Er macht den Eindruck, als sei er auf dem Absprung. Er selbst passt allerdings gar nicht in das von ihm gezeichnete Bild, wie seine Partnerin klar stellt. Sie stammt nicht aus dem Ort und hat keine besondere Bindung an den Ort: „Er ist ein Heimchen...“, sagt sie. Herr S. hatte zuvor den Begriff „Heimchen“ etwas abfällig

ins Gespräch gebracht, für Leute, die nur deshalb am Ort bleiben, weil sie sich nicht von ihrer Familie trennen können. „Ich bin doch kein Heimchen, ich hab doch niemanden mehr hier!“, erwidert der junge Mann. „Du hast deine Firma!“, sagt die Partnerin. „Ja, die Firma, das ist ja was anderes, das hat andere Gründe...!“ Herr S. überlegt einen Augenblick: „Um ehrlich zu sein, ich könnte nicht so einfach hier weg. Einfach alles zusammenpacken – das würde mir ziemlich schwer fallen. Bei mir muss alles richtig geplant sein. Bis ins letzte Detail. Wenn wir in Urlaub fahren zum Beispiel. Solche Rucksacksachen, das könnte ich nicht. Wenn da was schief geht, ich würde kollabieren...“ „Du brauchst das Rundum-Sorglos-Absicherungs-Paket“, sagt seine Partnerin. „Ja, so ist das!“, gibt Herr S. zu.

Die „trotzigen Macher“ sind nicht bereit, sich dem wirtschaftlichen und stimmungsmäßigen Abwärtsstrudel ihrer Region zu ergeben oder gar ins Lamentieren zu verfallen. Wir finden durchweg Männer, die mit enormer Aktivität auf die Situation reagieren, um sich ihren Platz und ihr wirtschaftliches Auskommen in der Heimatregion zu sichern. Obwohl die trotzigsten Macher finanziell wahrscheinlich weit unter den Möglichkeiten bleiben, die sich ihnen anderswo eröffnen würden, fühlen sie sich doch stark an ihre Heimat gebunden. Sie sagen teilweise ganz offen, dass Geld sie nicht für den Verlust ihrer Heimat und Freunde entschädigen könne. Manche sprechen ein wenig abfällig über den Teil ihrer Mitbürger, der weniger motiviert und zielstrebig ist – so als ob sie durch diese Abgrenzung noch deutlicher machen wollten, dass sie selbst nicht zu den Verlierern der Wiedervereinigung zählen. Trotz der Gelassenheit, die sie ausstrahlen, wird in längeren Gesprächen deutlich, dass auch die Macher Ängste haben, anderenorts nicht so gut zurechtzukommen. Und solche Ängste scheinen mehrheitlich ein männliches Problem zu sein.

Herr R. (29) hat nach dem Abitur in Dresden studiert. Noch während seines Studiums bekam seine Partnerin ihr erstes Kind. Nach der Ausbildung ging R. für ein Praktikum zu einer Firma in den Westen. Als ihm angedeutet wurde, dass es für ihn nach dem Praktikum, das ursprünglich für sechs Monate geplant war, keine Beschäftigung gebe, kehrte er nach zwei Monaten in die Arbeitslosigkeit zurück und blieb ein volles Jahr ohne Job. Zeitweise lebte er mit seiner Familie von Sozialhilfe. Auf die Frage, warum er sich während seines Praktikums nicht weiter im Westen umgesehen habe, antwortet er: „Ich hatte keine Lust, dort noch länger allein zu sein. Wer weiß, wie lange es gedauert hätte, eine andere Arbeit zu finden. So rosig sah es ja dort auch nicht mehr aus.“ Schließlich fand er eine Stelle im Nachbarort – eine Aufgabe, die unter seiner Qualifikation bleibt. Mittlerweile hat auch seine Frau wieder Arbeit in einem 26 Kilometer entfernten Ort gefunden und der Familie geht es jetzt finanziell ganz gut. Auf die Frage, ob er sich sehr mit seiner Heimat verbunden fühle, antwortet er: „Ja, das muss ich schon sagen. Das ist wahrscheinlich das einzige Argument dafür, hier zu bleiben.“

Herr F. (18) ist im dritten Jahr seiner Lehre zum Verwaltungsfachangestellten in der Kreisverwaltung. Obwohl es relativ sicher ist, dass er übernommen wird, will F. nach seiner Lehre entweder Jura studieren oder sich zum Verwaltungsfachwirt weiterqualifizieren. Der sichere Job als Sachbearbeiter genügt seinen Ambitionen auf Dauer nicht. Der Wunsch nach Qualifikation und Aufstieg entspringt aber auch seinem Sicherheitsbedürfnis: „Wenn man doch mal arbeitslos wird, muss man sich von der Masse abheben, Qualifi-

kationen vorweisen können. Aus der Masse gibt's viele.“ F. fängt täglich um sechs Uhr an zu arbeiten, um nach seinem Feierabend um 15 Uhr noch vier- bis fünfmal wöchentlich sein Fitnesstraining zu absolvieren. Auch sonst ist F. sehr aktiv: Er trainiert regelmäßig im Kickbox-Verein, wo er im Vereinsvorstand ist. Auch in der Freiwilligen Feuerwehr engagiert er sich. „Zu Hause sitzen kann ich nicht, das kann man noch mit 60 machen.“ Die Klagen von Altersgenossen, dass im Ort nichts los sei, teilt er nicht. Wenn man selbst bereit sei, sich zu engagieren, komme keine Langeweile auf. F. gehört zu jenen, die das Glück hatten, eine Lehrstelle zu finden. Andernfalls wäre er zwar zum Abwandern bereit gewesen, aber er wollte eigentlich nicht weg. Auch wenn er zum Studium die Region verlassen muss, will er auf jeden Fall anschließend wieder einen Arbeitsplatz in der Nähe finden. Zur Begründung erzählt er von Freunden, die „drüben“ waren: „Man verdient zwar gutes Geld, aber wirkliche Freunde findet man dort nicht.“ In Herzberg hat F. einen großen, langjährig gewachsenen Freundeskreis, während man drüben „wieder bei Null anfängt“.

Im gleichen Ort treffen wir Herrn G. (23). Er antwortet auf die Frage, ob er nach seiner Ausbildung gleich den beruflichen Einstieg geschafft habe: „Immer! Ich sag mir, wer arbeiten will, der kriegt Arbeit. Da soll sich keiner zu dumm anstellen!“ Obwohl dieser Spruch in einer Region wie dem Elbe-Elster-Kreis kühn anmutet: Für Menschen, die vor Motivation sprühen wie Herr G., scheint das tatsächlich zuzutreffen. Er steht um fünf Uhr morgens auf, um 50 Kilometer zu seiner Arbeitsstelle in einer Großschlachtereie zu fahren. Gegenwärtig arbeitet er bis 21.00 Uhr abends. Auf die Nachfrage, ob er denn immer einen derart langen Arbeitstag habe, antwortet er: „Das ist in diesem Gewerbe Standard.“

Herr G. sagt, dass er eine Sieben-Tage-Woche habe, weil er freitags (sein freier Tag, da sonntags in der Fleischerei gearbeitet wird) und am Samstag bei seinen Eltern oder Großeltern in Haus und Garten schuftet. Er wohnt noch bei seinen Eltern, hat sich aber im Nachbardorf „bei Oma und Opa“ eine Wohnung ausgebaut, in die er bald einziehen will. G. war für ein Jahr in verschiedenen Betrieben der alten Bundesländer beschäftigt. Doch dort hielt es ihn nicht. „Da hat das Heimweh gezogen. Ich wollte wieder nach Hause.“ In Herzberg hat G. einen großen Bekanntenkreis. Im Westen konnte er nach eigener Aussage keinen Anschluss finden.

Die trotzigsten Macher sind das Rückgrat der Städte und Gemeinden im ländlichen Raum. Sie klagen nicht, arbeiten viel und sind mit ihrer persönlichen Lebenssituation weitgehend zufrieden. Auffällig ist der regelrechte Aktionismus, den manche an den Tag legen. Dennoch neigen sie dazu, sich für ihr Verbleiben in der Region zu rechtfertigen. Vermutlich deshalb stufen sie die Probleme der Region als gering ein, die Qualität des Zusammenlebens aber als sehr hoch. Beruflich haben sich viele der „Macher“ schon auf Neues eingelassen. Furcht vor beruflichen Herausforderungen scheidet also als Haltefaktor aus. Die trotzigsten Macher eint das ausgeprägte Bedürfnis nach familiären und freundschaftlichen Bindungen, aber auch nach Sicherheit. Die eigene Kompetenz, sich anderenorts neue Netzwerke aufzubauen, schätzen diese Menschen trotz ihrer Leistungsfähigkeit scheinbar nicht besonders hoch ein. Interessant ist, dass unter unseren Befragten keine vergleichbar qualifizierten und heimatverwurzelten jungen Frauen waren. Auch waren, sofern vorhanden, nicht die Partnerinnen der trotzigsten Macher der Grund für das Bleiben, sondern vielmehr die starke Bindung der jungen Männer an die Region, ihre Familien oder Freundeskreise.

Verbitterte und Resignierte

Wir haben eine Reihe junger Menschen erlebt, die nicht in der Lage waren, eine berufliche Nische in der strukturschwachen Region zu finden. Sie wollten arbeiten, ihr Leben in die eigenen Hände nehmen, doch sie schaffen es nicht oder nur mit allergrößter Mühe. Die meisten Menschen dieser Gruppe trafen wir in verschiedenen überbetrieblichen „Maßnahmen“. Entweder haben sie keine abgeschlossene Ausbildung, oder sie haben den Sprung in die Praxis nicht geschafft. Manche haben in der Vergangenheit mehrere Ausbildungen begonnen, ohne sie abzuschließen. Für den Abbruch werden häufig objektive Gründe, etwa gesundheitliche Probleme, genannt. Man gewinnt aber mitunter den Eindruck, dass die Ausbildung auch deshalb beendet wurde, weil die jungen Menschen den Anforderungen nicht gewachsen waren.

Diese Personen haben die Werte der Leistungsgesellschaft durchaus verinnerlicht. Aber man lässt sie nichts leisten – oder sie erbringen die geforderten Leistungen nicht. Mitunter spürt man eine deutliche Abgrenzung gegenüber Fremdem, womit nicht nur Ausländer gemeint sind, sondern alles Unge wohnte, andere Jugendszenen, andere Nationalitäten, Abgewanderte.

Gespräche mit Verbitterten und Resignierten sind oft wenig strukturiert. Aus ihren Erzählungen geht hervor, dass sie keinen besonderen Lebensplan haben. Es gelingt ihnen oft nur mit Mühe, Tag für Tag ihres Daseins zu bewältigen. In ihrem Leben spielt der Gang zu Behörden, das Stellen von Anträgen und die Informationsbeschaffung über die aktuelle Gesetzeslage im Förder-



dschungel eine erhebliche Rolle. Diese wenig produktive Beschäftigung scheint viele junge Menschen regelrecht zu verwirren, wie eine der Befragten (19) zum Ausdruck bringt:

„Man könnte da ja viel erzählen, aber das ist so ein Durcheinander. Das ist halt, weil alles so... hm... eben durcheinander ist. Da ist so viel, was auf einen einströmt. Mit tausend Problemen, womit man sich eigentlich in dem Alter nicht beschäftigen will. Dass man als Jugendlicher schon sehen muss, wo krieg ich jetzt Geld her, damit ich überhaupt lernen kann. Früher hat das alles seinen geregelten Lauf gehabt ...“

Ausgeprägte aktive Freizeitinteressen hat fast niemand aus der Gruppe der Verbitterten und Resignierten. Freizeit heißt Fernsehen, Computerspielen und Treffen mit Freunden. Für mehr fehlt es meist an Interesse – und an Geld. Die Familie ist sehr wichtig, und finanzielle Mittel sind oft sehr knapp, auch weil die Eltern wenig haben, das sie ihren Kindern zustecken könnten. Die meisten dieser jungen Erwachsenen müssen aus Kostengründen mit Anfang bis Mitte 20 noch bei ihren Eltern wohnen.

Eine 19-jährige Auszubildende berichtet, dass sie sich einen monatlichen Mitgliedsbeitrag von zehn Euro für eine Tanzgruppe nicht leisten kann. Eine andere muss Geld sparen, um einmal im Monat in die Diskothek zu gehen. Da ein eigenes Fahrzeug wichtig ist, um überhaupt die Chance auf einen Arbeitsplatz zu haben, sind Auto und Führerschein ein häufiges Gesprächsthema. Beides lässt oft nur unter den größten Schwierigkeiten und mit Hilfe von Eltern oder Großeltern finanzieren. Die jungen Menschen benötigen gut funktionierende Netzwerke, um ihre finanziellen Schwierigkeiten zu kompensieren. Eine junge Frau, an deren Auto eine Reparatur in Höhe von gerade mal 500 Euro fällig war, konnte überhaupt nur deshalb weiter mobil bleiben, weil sie mit einem ihr bekannten Mechaniker Ratenzahlung vereinbaren konnte.

Frauen gehören gleichermaßen wie Männer zur Gruppe der Verbitterten und Resignierten. Auffällig ist jedoch, dass die Frauen eher versuchen, planend und konstruktiv mit den Problemen umzugehen, während die Männer durchweg zur Resignation neigen. Bei vielen der von uns befragten Männer begannen die Probleme durch eigenes Fehlverhalten wie Führerscheinverlust, abgebrochene Ausbildungen oder (unehrenhafte) Entlassung aus der Bundeswehr. Vier von 20 befragten Männern waren von einem längerfristigen Führerscheinentzug betroffen – meist schien der Verlust mit Alkohol oder Drogenkonsum in Zusammenhang zu stehen.

Herr B. (22) hat nach seinem Hauptschulabschluss eine Lehre begonnen, konnte diese aber, wie er sagt, wegen eines Arbeitsunfalls nicht beenden. Später war er einige Zeit als Hilfsarbeiter tätig. Offenbar verlor er den Job, weil ihm der Führerschein entzogen wurde. B. äußert sich ausweichend auf die Frage, weshalb der Führerschein entzogen wurde, erwähnt jedoch, dass er den letzten Drogentest nicht bestanden hat. Der junge Mann war ein halbes Jahr in den alten Bundesländern tätig und verlor den Job – angeblich wegen Krankheit. Er lebt noch bei seinen Eltern, hat eine Freundin und ein Kind. Auch seine Partnerin hat ihre Ausbildung abgebrochen und ist seit Jahren arbeitslos. Wir treffen B. in einer Maßnahme mit Mehraufwandsentschädigung an einem Wochentag gegen zehn Uhr vormittags. B., noch erkennbar vom Vorabend alkoholisiert, erzählt, dass er nach dem Verlust seines Jobs vier Monate untätig zuhause gesessen und in dieser Zeit auch

kein Arbeitslosengeld bekommen hat – wohl, weil er die Arbeit aus eigenem Verschulden verlor.

„Wie sind Sie denn hier in diese Maßnahme gekommen?“

„Na, indem man beim Arbeitsamt sagt, dass man Arbeit haben will ... Das ist ein Eineurofuffzig-Job hier und da gehe ich lieber für Eineurofuffzig arbeiten, als mir den Arsch breit zu sitzen. Da hab ich gar keinen Hals drauf, zuhause zu sitzen.“

„... Ich würde gerne mal eine richtige Arbeit machen. Ich hab' keine Lust drauf, den ganzen Tag dazusitzen, so wie hier, im Internet zu surfen, im Monat fünf Bewerbungen zu schreiben. Das ist ein Witz, das mach' ich an einem Tag!“

„Was würden sie als Probleme hier in der Gegend beschreiben?“

„Keine Arbeit! Nichts zu tun den ganzen Tag! Da müssten viel mehr Projekte starten. Dass zum Beispiel das Arbeitsamt sagt: ‚Macht mal den Park sauber.‘ Da wären auch meine Kumpels dabei, die freuen sich auch, wenn sie 'ne Arbeit haben. Drei, vier von meinen Kumpels machen jetzt Abendschule, bloß aus Langeweile. Die verdienen da kein Geld, Hauptsache sie sind weg vom Park ...“

Herr B. hat mehrere Bekannte, die im Ausland tätig sind, einen Freund, der in Spanien arbeitet: „Denen geht's besser. Die müssen nicht jede Woche aufs Arbeitsamt rennen. Die haben Geld und wir nicht. Wie gesagt, Deutschland ist ..., ich könnte mich da aufregen drüber ohne Ende, aber man kann nichts ändern ... Ich sag mal, Deutschland ist ganz schön runtergekommen.“ B. spricht mehrfach davon, selbst ins Ausland gehen zu wollen. Auf den „Westen“ hat er nach sechsmonatiger Erfahrung allerdings keine Lust mehr. Auf konkrete Nachfrage bleibt er mit seinen Plänen vage – denn konkret unternimmt er nichts, um tatsächlich Arbeit außerhalb der Region zu finden.

Die Gruppe der Verbitterten und Resignierten grenzt sich gemeinhin stark gegen andere Menschen ab. Das Herunterblicken auf andere scheint eine Strategie zur Stabilisierung des eigenen Selbstbewusstseins zu sein. Typisch ist eine Fixierung auf die Partnerschaft – sofern vorhanden – als Rückzugsmöglichkeit gegenüber einer feindseligen Welt. So erklärt B.: „Hauptsache, ich habe meine Freundin in der Nähe, dann brauche ich eigentlich keine Leute. ... Wichtig ist, dass sie da ist. Dass sie ans Telefon geht, wenn ich anrufe. Dass sie keine Scheiße baut.“

In Ebersbach treffen wir Herrn T. (21). Er hat nach dem Hauptschulabschluss eine Lehre absolviert. Bis vor kurzem war T. Soldat in der Bundeswehr. Er hatte sich für eine längere Dienstzeit verpflichtet, wurde aber offenbar wegen eines Vergehens entlassen. Zurzeit ist T. offiziell arbeitslos, hilft aber im Geschäft seiner Eltern aus. Er gibt vor, sich bald außerhalb der Region eine Arbeit suchen zu wollen, klingt dabei aber auch nicht besonders überzeugend: „In die Schweiz würde ich gehen, allzu lange will ich auch nicht mehr hier bleiben ...“ Auf unsere Frage, warum er nicht im Betrieb seiner Eltern bleibe, sagt er: „Weil's dort auch nicht läuft. Das lohnt sich einfach nicht mehr. Bei uns wohnen nur noch Alte, die Jugend ist in die alten Bundesländer gezogen ... Im Bau und im Nahrungsmittelhandwerk, die spielen sich alle gegeneinander aus, weil jeder versucht, den Preis zu drücken. Und die Jugend, die sucht sich was anderes, weil man hier einfach keine Perspektive mehr hat ... Mein Vater würde mich ja einstellen, aber es reicht einfach nicht.“ Der junge Mann muss mit sehr wenig Geld auskommen. In die Kneipe oder in eine Disko zu gehen, kann er sich kaum leisten. Er sagt, er kenne etwa zehn Menschen seines Alters,

die ins Ausland gegangen sind. Nach Österreich, in die Schweiz, sogar nach Kanada. Es scheint, als ob auch er davon träumt: „Bis jetzt hab ich mir vorgenommen, dass ich in eine große Firma reinkomme, so Bandarbeit, in der Schweiz, so für 15 bis 20 Jahre, und dann auch nach Kanada, oder Norwegen oder so.“ Als wir fragen, wie seine Eltern dazu stehen, dass er ins Ausland gehen will, meint er: „Mein Vater hat mich erst drauf gebracht, der wollt's ja.“ Offenbar entstammen die meisten seiner Zukunftspläne den Erwartungen von Eltern und Bekannten.

In der Gruppe der Verbitterten und Resignierten ist häufig von Bekannten zu hören, die angeblich im Ausland ein blühendes Leben führen. Die Schweiz, Holland, Österreich oder Kanada übernehmen hier viel öfter die Rolle des „gelobten Landes“ als die alten Bundesländer. Manchmal gewinnt man den Eindruck, die Hälfte der Ebersbacher oder Herzberger Jugend arbeite im Ausland. Nach vielen Gesprächen stellt man dann jedoch fest, dass alle über wenige und immer die gleichen Personen sprechen, deren tatsächliche Zahl nicht allzu groß sein dürfte.

Frau W. (19) hat nach dem Realschulabschluss eine zweijährige Ausbildung zur Kinderpflegerin absolviert und anschließend eine Fachschulausbildung angehängt. W. wohnt noch bei ihren Eltern, hat aber einen festen Partner. Sie besitzt kein Auto und muss angesichts der schlechten Verkehrsmittelsituation in der Region jeden Tag mehrere Stunden mit Bus und Bahn fahren. Die junge Frau fühlt sich von der Gesellschaft oft im Stich gelassen: „Im Nebenblock, da wohnen junge Leute, die sind teilweise so alt wie ich. Die haben keinen Schulabschluss, keine Ausbildung, aber schon drei Kinder. Die machen da ihren Alltagstrott und lassen es sich gut gehen. Und da fragt man sich, warum machst Du das? Warum fährst Du jeden Tag eine weite Strecke zur Arbeit. Du könntest es doch eigentlich genauso machen

... Mich zieht das runter.“ „Und was motiviert Sie dann jeden Tag?“ „Na, ich will ja nicht am Ende dastehen und sagen, du hast es zu nichts gebracht.“ W. träumt aber nicht von einer „Karriere“ im klassischen ökonomischen Sinn, sie hat ein klares Ziel: eine Familie gründen. Frau W. verbringt die meiste Freizeit mit ihrem Partner. Sie meint, viele ihrer Freundinnen von früher seien zickig geworden: „Die meisten haben eine Ausbildung, und weil sie nun Geld verdienen, sind sie ein bisschen abgehoben.“ Frau W. ist vor allem deshalb verärgert, weil sie viel Zeit mit Behörden zubringen muss. Sie selbst erhält seit kurzem kein Bafög mehr für ihre Ausbildung, weil sie nicht rechtzeitig einen Verlängerungsantrag gestellt hat. Ihr Freund verlor seinen Hartz-IV-Anspruch, weil seine Eltern ein paar Euro zuviel verdienten. Auf einmal sollte er die Zusatzqualifikation, die er gerade macht, aus eigener Tasche bezahlen. Erst nachdem beide mit der entsprechenden Sachbearbeiterin „unsanft“ gesprochen hätten, wurden die Kosten dann doch übernommen.

Auffällig ist bei den Verbitterten und Resignierten die große Bedeutung, die Behörden und staatliche Zuwendungen in ihrem Leben einnehmen. Das ständige Ändern von Zuwendungsberechtigungen und die Kürzung von Mitteln erleben die Menschen als extreme Verunsicherung und persönlichen Angriff.

Auch Frau W. grenzt sich von verschiedenen Gruppen der ansässigen Bevölkerung deutlich ab. Sie mag die „Dunklen“ nicht – eine Fraktion von Grufties unter der lokalen Jugend. Auch jene nicht, die am Supermarkt mit der Bierflasche sitzen: „Mit der Jugend, das ist schon ärgerlich, wie das hier alles läuft. Die hungern in den Ecken rum ...“ Auf der anderen Seite findet sie jene abgehoben, die richtig Geld verdienen. Auch Probleme mit Ausländern erwähnt sie, mit Türken und Russen. „Weil’s den Ausländern teilweise besser geht als uns. Fahren protzige Autos und wir müssen irgendwo ein Auto herkriegern, das schon halb auseinander fällt, nur damit wir mobil bleiben. Wir sitzen da, wissen nicht, wo wir das Geld für die Ausbildung herkriegern sollen, und die kriegen alles. Das muss ja nichts mit Ausländerfeindlichkeit zu tun haben. Aber das ärgert einen. Man selber, der hier wohnt, wird im Stich gelassen und die von irgendwo herkommen ... denen wird geholfen ... Unsere Jugend wird im Stich gelassen.“

Auch wenn wir in Herzberg und Ebersbach nirgendwo mit offensichtlichem Rechtsextremismus konfrontiert wurden, gerade bei den Verbitterten und Resignierten wird deutlich, welches der Boden ist, auf dem Fremdenfeindlichkeit im weitesten Sinn gedeiht: das Gefühl, um Chancen auf ein eigenständiges Leben betrogen zu werden. Das Gefühl der Machtlosigkeit und des Ausgeliefertseins gegenüber einer staatlichen Wohlfahrtsbürokratie, die ihre Anforderungen und Leistungen ständig ändert. Und auch die persönliche und familiäre Armut an all jenen Ressourcen, die eine Existenz in der Wissensgesellschaft erst möglich macht: Geld, höhere Bildung, Information, Kontakte. Die Folge all dieser Defizite ist der Rückzug ins Private und die Abgrenzung gegen alles, was von außen kommt.

Genügsame Zurückbleiber

„Das größte Problem dieser Jugendlichen ist, dass sie keine Beschäftigung haben. Und ich würde sagen, weit über die Hälfte hat sich damit abgefunden. Die nehmen das, so wie es ist“, sagt Frau L., Sozialarbeiterin, über jene 20 männlichen und sechs weiblichen Teilnehmer der von ihr betreuten „Maßnahme mit Mehraufwandsentschädigung“. Die betroffenen jungen Menschen, mit verschwindend geringen Chancen, ihre Lebenssituation durch Erwerbsarbeit zu verändern, haben sich scheinbar auf ein bescheidenes Leben mit Arbeitslosengeld II eingerichtet. Sie sind zu „genügsamen Zurückbleibern“ geworden.

Im Gegensatz zu den Verbitterten und Resignierten wirken diese jungen Erwachsenen eher gelassen, vielleicht ein bisschen kleinlaut. Sie sind nicht neidisch auf andere, und sie werten diese auch nicht ab. Sie scheinen zu glauben, dass sie gar nicht so schlecht leben. Immerhin gibt es in Niedrigstlohnregionen wie Ebersbach und Herzberg Menschen, die trotz einer 40-Stunden-Woche so wenig verdienen, dass ihr Gehalt vom Staat auf Grundsicherungsniveau aufgestockt werden muss. Unter diesen Bedingungen scheint eine komplette Verweigerung von Leistung fast schon konsequent. Zumindest wenn man bereit ist, seine Ansprüche zu reduzieren.

„Für mich ist immer wieder erstaunlich, mit wie wenig finanziellen Mitteln diese jungen Erwachsenen auskommen“, sagt Sozialarbeiterin L.: „Im Laufe der Zeit entwickeln sie ihre Strategien. Manchmal haben sie ein Elternhaus, auf das sie sich ‚inoffiziell‘ zurückbesinnen. Offiziell will ja keiner mehr bei den Eltern angemeldet oder von ihnen abhängig sein ... Die jungen Leute kündigen die Versicherung, kündigen alles, was Geld kostet. Dann haben sie eben nur das Einkommen aus Hartz IV. Wenn sie mehr brauchen, finden sie auch Wege, es sich zu beschaffen. Wir haben

hier zwölf Jugendliche, die bekommen vom Staat überhaupt kein Geld mehr, nur noch Lebensmittelmarken. Trotzdem kaufen die sich jeden Morgen ihr Frühstück und ihren Kaffee. Da frage ich mich, woher haben die das Geld?“

„Genügsame Zurückbleiber“ zu finden und zu befragen ist nicht einfach. Man trifft sie nicht in der Kneipe, denn dazu fehlt ihnen das Geld. Man trifft sie auch nicht im Fußballverein – denn dort wäre ein Mitgliedsbeitrag fällig. Zudem scheuen die jungen Zurückbleiber einen Vergleich mit anderen oder eine Beurteilungen durch andere. Vor allem: Während die Verbitterten oft das Bedürfnis haben, ihre eigene Misere zu schildern, wollen die Genügsamen nur ihre Ruhe.

Genügsame Zurückbleiber leben ausschließlich in ihren privaten Netzwerken und haben kaum Interesse, mit der Außenwelt in Kontakt zu treten. Wenn die Außenwelt Kontakt zu ihnen sucht, benötigt sie dafür Sozialarbeiter wie Frau L.: „Die Jugendlichen haben sich eigene Netze und Strukturen geschaffen, die sich keineswegs immer mit unseren, von Sozialarbeitern gewünschten Strukturen decken. Diese Netzwerke sind nicht die Familie im herkömmlichen Sinne, auch nicht der Freundeskreis, aber sie funktionieren. Hier gibt es mehrere Jugendliche, die sind Analphabeten, aber man merkt das nicht. Es gibt welche, die sind wohnungslos, die können Sie überall suchen, die finden Sie nicht, aber irgendwie haben sie ein Obdach. Sie haben bei uns ihren Arbeitsalltag, in dem wir sie sechs Stunden beschäftigen, aber ihnen ist auch ganz wichtig, dass hier pünktlich Feierabend ist, denn um dreiviertel Drei beginnt die Zockerrunde.“

Diese jungen Leute sind keinesfalls vereinsamt. Sie haben alle Kontakte, die sie brauchen, um vor Ort durchs Leben zu kommen. Sie kennen jemanden, der für sie Formulare ausfüllt. Sie wissen, bei wem sie übernachten können und wer bereit ist, seine „Adresse“ zu Verfügung zu stellen. Verbindlichkeiten aller Art lehnen sie ab. Dies beinhaltet bei den Männern offensichtlich auch die Partnerschaft zu einer Frau. Zwar haben mehrere der von Frau L. betreuten jungen Männer Kinder. Das ist aber für sie kein Grund, ihr Leben darauf einzustellen.

„Es ist ganz einfach so, dass diese jungen Männer ganz wenig Verantwortung übernehmen, was Familie, was eine feste Freundin betrifft. Also, da muss man echt aufpassen, dass man immer auf dem neuesten Stand ist und überhaupt weiß, in welcher Wohnung man unsere jungen Männer gerade mal so antrifft. Die zieh'n von einem zum anderen, dort wo's denen finanziell halt gerade mal so gut geht...“



Einer jener Menschen, die sich mit geringsten finanziellen Mitteln eingerichtet haben, ist Herr H. (23). Er begegnet uns betont cool und flapsig, aber keineswegs unfreundlich. H. lebt mit seiner Partnerin zusammen und hat die Realschule ohne Abschluss verlassen. Eine Berufsausbildung hat er nie begonnen. Zurzeit macht einen Ein-Euro-Job bei einem Maßnahmeträger. „Beschäftigungstherapie“, wie er selbst sagt. Er besucht seine „Maßnahme“ von sieben Uhr morgens bis zwei Uhr nachmittags. Auszüge aus dem Gespräch mit Herrn H.:

„Wie verbringen Sie die Freizeit?“

„Och, mit dem Hund, draußen rumhängen.

Ab und zu mal irgendwo hinsetzen...

Was will man denn großartig machen, es gibt doch nichts hier.“

„Ist das am Wochenende genau so?“

„Am Wochenende ist das halt ein bisschen ausgedehnter, weil ich dann nicht bis 14.00 Uhr arbeiten muss.“

„Unternehmen Sie etwas mit Kumpels?“

„Ja, na klar. Da gehen wir zusammen rum. Meistens draußen. Kneipe ist selten.“

„Gehen Sie mal in die Disko?“

„Ach, nöö – ich geh' nicht in die Disko.“

„Was sind in Ihrer gegenwärtigen Situation die größten Probleme?“

„Hab' ich Probleme? Eigentlich nicht. Na, unsere Bude ist gerade abgebrannt...“

Herr H. erzählt, dass in dem Mehrfamilienhaus, in dem er wohnte, zwei Monate zuvor in einer oben gelegenen Wohnung ein Feuer ausgebrochen ist. Das Löschwasser hat auch seine Wohnung so stark beschädigt, dass er mit seiner Partnerin ausziehen musste. H. beschreibt diesen Vorgang gelassen, fast beiläufig. Mittlerweile lebt er in einer neuen Wohnung.

„Was unterscheidet Ihrer Meinung nach diejenigen, die gehen, von den Menschen, die hier bleiben?“

„Na, dass sie vielleicht ein bisschen mehr Kohle machen wollen. Die haben aber trotzdem die Arschkarte gezogen. Die haben genauso viel wie ich hier!“

„Verdienen die dort nicht mehr als hier?“

„Doch, schon, aber die Kosten sind ja auch höher, für KFZ und all so was. Dafür brauche ich nichts auszugeben.“

„Haben Sie schon mal überlegt, selbst wegzugehen?“

„Nö. Also – ist schon länger her, aber jetzt nicht mehr. Ich war schon mal im Westen, anderthalb Monate. Gut, schönes Geld.“

„Wie stellen Sie sich so Ihre Zukunft vor, welche Pläne haben Sie für die nächsten fünf Jahre?“

„Ich stell sie mir eigentlich nicht vor. Ich leb' mal so dahin. Wenn es in fünf Jahren immer noch so aussieht wie jetzt, ist das auch nicht schlimm. Ich bin ganz zufrieden so. Hartz IV ist nicht schlecht.“

„Kann man sich da einrichten? Viel Geld ist das ja nicht.“

„Na, viel ist es nicht, aber es reicht... Und dann noch die Eineurofuffzig, die man hier dazukriegt. Ich bin einer, der nicht über Hartz IV meckert. Im Gegenteil. Das ist mehr als vorher!“

„Ist Ihnen Ihre Arbeit hier wichtig?“

„Ja..., die Kollegen sind in Ordnung. Es ist nicht so weit von zuhause weg. Wenn man mal einen Tag frei braucht, kann man die Stunden nachmachen. Ist nicht so nervig wie eine richtige Arbeit.“

Während unseres Gespräches, das auf dem Gelände des Maßnahmeträgers im Freien stattfindet, treten mehrfach andere Personen, auch Kinder, die dort offenbar ebenfalls betreut werden, an H. heran und fragen ihn etwas. Herr H. scheint eine akzeptierte, sogar beliebte Person zu sein.

Die genügsamen Zurückbleiber haben sich nicht nur auf niedrigstem finanziellen Niveau eingerichtet, auffallend ist auch das Fehlen jeglicher Lebensziele. Gerade bei jungen Männern mit Bildungsdefiziten beobachtet die Sozialarbeiterin L. eine große Selbstunsicherheit, die dazu führt, dass die jungen Menschen ihre vertraute Umgebung überhaupt nicht mehr verlassen. 48 Prozent der von ihr betreuten Teilnehmer, das hat Frau L. ausgerechnet, haben keinerlei Papiere, Schulabschlüsse, Zeugnisse vom Berufsvorbereitungsjahr oder Ähnliches vorgelegt. Den meisten fehle es nicht nur an Qualifikationen, sondern schlicht an Selbstvertrauen, die Region zu verlassen: Sie scheuen sich, mit fremden Menschen an anderen Orten zu kommunizieren, sie wollen andere Regeln oder Gesetze nicht verstehen, keine Ämter aufsuchen oder bei Arbeitgebern vorsprechen müssen. Dafür fänden die Genügsamen oft fadenscheinige Gründe: Da fehle mal das Auto oder die kranke Mutter müsse dafür herhalten, dass sich die jungen Menschen nicht irgendwo bewerben würden.

Wir wollten zumindest einen Versuch starten, mit jungen Erwachsenen ins Gespräch zu kommen, die nirgendwo organisiert sind und auch keine Maßnahmen besuchen – über einen Aushang. Herr V. (29) war der einzige, der auf unser Anliegen reagierte, bat allerdings seine Freundin, Frau U., uns anzurufen. Wir besuchen das Paar in der Wohnung von Herrn V. in einem sanierten Plattenbau. Frau U. hat ein kleines Kind. Es ist zehn Uhr vormittags, der Fernseher läuft. Die Wohnung

ist erstklassig vernetzt, es gibt einen DSL-Anschluss, und auf einem Computertisch steht ein neu aussehender Rechner. V. versteht sich auf Computer, war früher, wie er sagt, als Händler in der Branche selbstständig tätig. Der junge Mann hat nach seinem Hauptschulabschluss und einer abgebrochenen Ausbildung mehrere Jahre als Hilfskraft gearbeitet und hat sich dann eine Weile mit Gelegenheitsarbeiten durchgeschlagen. Bei einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme lernte er seine Partnerin kennen, bei der er jetzt wohnt. Gegenwärtig ist er ganz ohne Beschäftigung. V. wirkt gutmütig, ein Mensch, dem es offenbar leicht fällt, Bekanntschaften zu schließen. Das Zusammenleben vor Ort findet er gut. „Ich kenne nun mal alle Leute hier und nicht nur die positiven ...“ Danach gefragt, wo er und seine Freunde meist ihre Freizeit verbringen, antwortet er: „Weggehen tue ich seltenst. Mal zum Döner oder in den Wilden Schwan¹², da bin ich mit dem Wirt auf Du.“ „Treffen Sie sich also mit Ihren Freunden eher zu Hause?“ „Na, was heißt zu Hause. Man trifft sich irgendwo, setzt sich 'raus in den Park, auf die Parkbank – da gibt's ja genug Möglichkeiten. Obwohl das nun auch wieder von den Leuten nicht gern gesehen wird.“

Was er mit letzterer Bemerkung meint, können wir bald selbst beobachten. Denn es gibt Orte, an denen auch Besucher wahrnehmen können, dass manche der jungen Männer zu viel Zeit, aber offenbar zu wenig Geld und privaten Raum zur Verfügung haben. Einer dieser stadtbekannten Plätze in Ebersbach ist eine Straßenecke vor einem großen Supermarkt. „Wir haben hier ganz massive Probleme mit Zusammenballungen von trinkenden Männern“, sagt Sozialarbeiter K., der sich drastisch und verärgert über dieses Phäno-

men äußert: „Die rotten sich dann irgendwo auf einer Wiese zusammen. Da lässt schon mal einer die Hose runter, wenn jemand etwas sagt. Oder sie schlafen gleich auf der Rampe von der Kaufhalle, um sich früh um acht gleich Bier zu besorgen.“

„Bandenkönige“ nennt Herr V. jene Auffälligen unter den Jugendlichen ironisch: „Die haben sich dort schon geprügelt, schmeißen manchmal Bierflaschen ’rum. Die Älteren, das sind halt so Gewohnheitstrinker. Die treffen sich da, trinken zusammen ihr Bier, quatschen miteinander. Weil eben keiner will, dass einer von den anderen seine Wohnung sieht. Und die Jüngeren, das sind die Gestrandeten...“

Besonders den älteren Einwohnern sind die Eckensteher vom Supermarkt ein Ärgernis. Auch während unseres Aufenthaltes in Ebersbach waren die jungen Männer – und einige wenige Frauen – jeden Tag vor dem Supermarkt. Am frühen Nachmittag kommen die ersten. Sie stehen auf einer kahl getrampelten Rasenfläche seitlich des Marktes – denn die Geschäftsführung hat den Verzehr alkoholischer Getränke unmittelbar vor dem Supermarkt verboten. Gegen 18 Uhr treffen wir auf elf Personen, darunter drei Frauen, alle schätzungsweise zwischen 18 und 25 Jahren alt. Zwei Autos halten am Treffpunkt, die Fahrer steigen aus und unterhalten sich mit den übrigen Herumstehenden. Dann fahren zwei Streifenwagen der Polizei vor. Beamte lassen sich Personalausweise zeigen. Die Jugendlichen bleiben ganz locker, so als sähen sie das Ganze als eine willkommene Abwechslung. Später löst sich die Gruppe langsam auf, ohne dass die Stimmung aggressiv geworden wäre.

Sozialarbeiter K. meint: „Ein Problem haben nur die, die von außen drauf schauen. Wer dort sein Feierabendbier trinkt oder Geselligkeit sucht, weil er anderswo nicht gebraucht wird, hat gar kein Problem. Die sagen: ‚Irgendwo müssen wir doch hingehen‘. Die Polizei und das Ordnungsamt werden das Problem nicht lösen.“ Viel mehr Schaden als ein paar zerbrochene Flaschen und die „Erregung öffentlichen Ärgernisses“ richten die jungen Menschen auch kaum an.

Nur wenige der Genügsamen antworten auf die Frage nach ihren gegenwärtigen Problemen so direkt wie Herr H., der meint, gar keine zu haben. Viele nennen „die fehlende Arbeit“ als Hauptproblem. Doch das klingt nicht verbittert oder vorwurfsvoll. Ihr Wohlbefinden scheint nicht wie bei den Resignierten oder Verbitterten von Erwerbsarbeit abhängig zu sein. Auch Langeweile kennen sie nicht. Sie wissen den Tag herzubringen – sie beschäftigten sich mit ihrem Hund oder mit Gleichgesinnten und -betroffenen, den „Kollegen“.

Nicht nur Männer gehören zu den Genügsamen, auch V.s Partnerin (28) zählen wir zu ihnen. Frau U. hat ihr Stadtviertel seit ihrer Kindheit nicht verlassen. Nach dem Real schulabschluss hat sie eine Lehre gemacht – gearbeitet hat sie jedoch nie in ihrem Beruf. Seit sechs Jahren ist sie mehr oder weniger dauerhaft arbeitslos, unterbrochen von einigen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen. Als Grund dafür, weshalb sie, wie sie sagt, „nie eine Chance hatte“, in ihrem Beruf zu arbeiten, nennt sie überraschenderweise den fehlenden Führerschein. Ohne Führerschein und Auto habe man keine Chance: „Wenn ich mich bewerbe, mit Kind, ohne Auto. Nein danke!“ Vor sieben Jahren, nach Abschluss ihrer Lehre, hat U. einmal auf dem Arbeitsamt nachgefragt, ob es einen Zuschuss zum Erwerb eines Führerscheins gebe – was aber nicht der Fall war. Weitere Anstrengungen, eine Fahrerlaubnis zu erhalten, hat die junge Frau offensichtlich nicht unternommen,

obwohl sie mehrfach betont, wie wichtig diese wäre, um einen Job zu bekommen. Die junge Frau fühlt sich nicht einsam: „Man kennt eigentlich viele Leute – auch welche, die neu hergezogen sind. Ich war hier in der Mutti-Kind-Gruppe, und da lernt man auch noch andere Leute kennen.“ Sie erzählt, dass alle aus ihrer früheren Schulklasse zunächst weggezogen sind, um eine Ausbildung zu machen. Viele sind dauerhaft abgewandert, auch nach Österreich und in die Schweiz. Ihr gefällt es jedoch im Oberland: „Eigentlich ist es hier ganz gut. Man hat alles Mögliche in der Nähe, zum Einkaufen, Sparkasse, Ärzte. Man hat alles ringsherum. Das ist O.K.“ Einige ihrer ehemaligen Mitschülerinnen und Mitschüler seien aber jetzt sogar wieder zurück nach Ebersbach gezogen. „Und finden diese Leute tatsächlich hier eine Arbeit?“, wollen wir wissen. „Na, ich weiß nicht, wie ich das ausdrücken soll“, sagt Frau U.: „Die haben halt die Ausbildung gemacht. Und kommen jetzt wieder zurück, wegen der Eltern, der Familie oder so. Und dann suchen sie in Zittau oder so nach einer Arbeit.“ „Haben sie eigentlich schon mal darüber nachgedacht, selbst hier wegzuziehen?“ „Das wollte ich eigentlich schon öfter, wegen Arbeit und so, zwecks Geld. Aber keine Chance. Da ich nur meinen Beruf gelernt und nie Praxis hatte, nimmt mich keiner. Ich bin zu lange ’raus, als dass ich überhaupt Arbeit finden könnte.“

Man spürt, dass das Kind den Haupt-Lebensinhalt für Frau U. darstellt. Es strukturiert ihren Tagesablauf und liefert zugleich eine gesellschaftlich akzeptierte Begründung für ihre derzeitige Lebenssituation. Wie die anderen Genügsamen scheut die junge Frau größere Veränderungen. Sie hat sich, Ende 20, scheinbar damit abgefunden, auch in Zukunft keine Chance mehr auf eine reguläre Beschäftigung zu bekommen.

Junge Mütter

Für Männer wie für Frauen in den peripheren Regionen gilt: Je schlechter der Schulabschluss, umso geringer die Wahrscheinlichkeit des Wegziehens. Frauen mit geringer Bildung greifen allerdings vermehrt auf die Möglichkeit zurück, sich einen Lebensinhalt zu verschaffen: Sie können früh Mütter werden.

Bereits bei unserem ersten Besuch der Plattenbausiedlung „Oberland“ in Ebersbach fällt uns eine Reihe sehr junger Frauen auf, die schwanger oder mit Kinderwagen unterwegs sind. Auf den Spielplätzen im Oberland bestätigt sich dieses Bild. Selten sind diese Frauen mit einem männlichen Partner auf der Straße zu sehen. Umso häufiger trifft man sie mit älteren Frauen, wahrscheinlich ihren eigenen Müttern. Angesichts der Diskussion um ein in Deutschland ständig steigendes Erstgeburtsalter eine überraschende Beobachtung.

Im Gegensatz zum Männerüberschuss, den die Öffentlichkeit kaum registriert, bestätigen alle Befragten die große Zahl sehr junger Mütter. Herr R. (29), der selbst im Oberland lebt, meint: „Vor etwa zwei Jahren ist mir das so richtig aufgefallen, dass da immer mehr junge Mütter sind, viele noch unter 18, oder gerade mal 18. Ich denke, die haben keine Ausbildung und keine Arbeit und die einzige Alternative ist dann das Kind ...“

Auch die Experten glauben, dass der Mangel an beruflichen Perspektiven dazu führt, dass Frauen bereits in jungem Alter Kinder bekommen. Sozialarbeiterin O. sagt: „Ich erkläre mir das so, dass diese jungen Frauen vielleicht ihren Schulabschluss nicht oder gerade so hingekriegt, die Lehre abgebrochen haben, und das Kind ist dann wie eine Flucht. Jetzt ist da etwas, was sie zustande gebracht haben: ‚Guckt her, was ich kann!‘ Das ist doch eine Leistung. Und sie können diesem ganzen Berufsdruck erst mal entfliehen. Die bittere Wahrheit kommt dann eben später.“

Wir hatten allerdings nicht den Eindruck, dass die frühe Entscheidung für ein Kind tatsächlich gesellschaftliche Anerkennung beschert. Viele der Befragten, besonders solche, die sich selbst verzweifelt um eine berufliche Perspektive bemühen, sprechen abschätzig von den „jungen Muttis“. Frau W. (19), arbeitslos, mit Abwanderungsgedanken, sagt: „Es bleiben die jungen Frauen hier, die keine Perspektive haben. Die sagen: ‚Ist mir alles egal, und wenn ich mich mit 16 schwängern lasse.‘ Das Oberland ist wirklich das perfekte Beispiel dafür. Da sind Mädels wie ich schon mit dem dritten Kind schwanger.“

Solche Geschichten sind keine Übertreibung – auch in der Schwangerenberatung, der wir später einen Besuch abstatten, hören wir sie. Sozialarbeiterin L. erzählt, dass von den 20 beschäftigungslosen jungen Männern in ihrer Maßnahme vermutlich mehr als die Hälfte bereits Kinder hat. Darunter ein 25-Jähriger, der bereits zum fünften Mal Vater geworden ist, und nun mit der letzten der betreffenden Mütter zusammenlebt. Sozialarbeiter K. berichtet von Frauen, die schon mit Mitte 20 mehrere Kinder von verschiedenen Männern haben.

Eine Analyse der Geburtenstatistik ergibt, dass es sich bei den zunehmenden Teenager-Schwangerschaften, jenen Frauen, die vor ihrem zwanzigsten Geburtstag Mutter werden, um eine Entwicklung handelt, die alle peripheren Regionen des Ostens betrifft. Für Sachsen stellt das Bundesamt für gesundheitliche Aufklärung bereits im Jahr 2005 in einer Studie fest, dass sich die Zahl der minderjährigen Mütter im Freistaat seit 1995 verdoppelt hat.¹³ Diese Tendenz deckt sich mit den Zahlen für den Landkreis Löbau-Zittau: Im Jahr 1995 wurden dort 33 Kinder von unter 20-Jährigen geboren, 2004 waren es schon 66. Zwar ist die Zahl der Geburten seit dem Tief im Jahr 1994 überall in Ostdeutschland langsam wieder angestiegen, doch die starke Zunahme von Teenager-Müttern fällt aus dem Rahmen. Im Herzberger Landkreis Elbe-Elster ist der Anstieg weniger stark, aber dennoch signifikant.

Analysiert man die Geburtenentwicklung beider Landkreise im Detail, so stellt sich heraus, dass die Gesamtfruchtbarkeitsrate, die so genannte durchschnittliche Kinderzahl je Frau, seit 1995 nur leicht zugenommen hat. Stark verändert hat sich indes der Anteil der verschiedenen Altersgruppen an der gesamten Kinderzahl. Während 1995 in Löbau-Zittau die Teenager-Mütter lediglich 3,6 Prozent aller Kinder bekamen, waren es 2004 bereits 6,3 Prozent. Der Anteil der 20- bis 29-jährigen Mütter hat abgenommen, jener der über 30-Jährigen wiederum ist gestiegen. Die Geburten verschieben sich also nicht nur



– wie generell zu beobachten – in das höhere Lebensalter, sondern auch in das niedrigere. Während ersteres ein typisches Phänomen von entwickelten Industrienationen ist, wird ein Trend zu Teenager-Schwangerschaften häufig als Anzeichen sozialen Zerfalls oder mangelnder Sexualaufklärung interpretiert.¹⁴

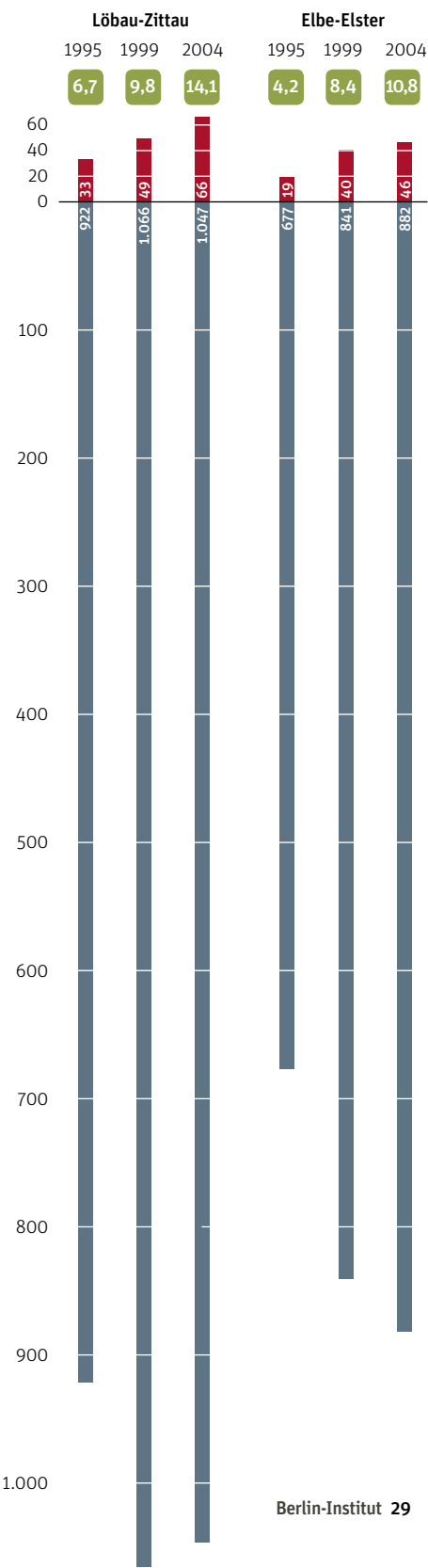


Mehr Teenager werden Mütter

In den peripheren Regionen der neuen Bundesländer hat sich die Zahl der Teenager-Schwangerschaften seit 1995 deutlich erhöht. Vermutlich ist dies eine Antwort auf mangelnde berufliche Perspektiven.

Neugeborene nach Alter der Mütter in den Landkreisen Löbau-Zittau und Elbe-Elster (Datengrundlage: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen)

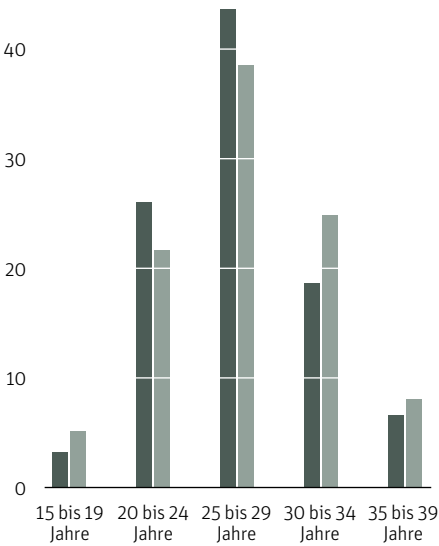
- Geburten insgesamt
- Geborene von unter 20-jährigen Müttern
- 6,7 Neugeborene von 15- bis unter 20-jährigen Müttern je 1.000 Frauen dieses Alters



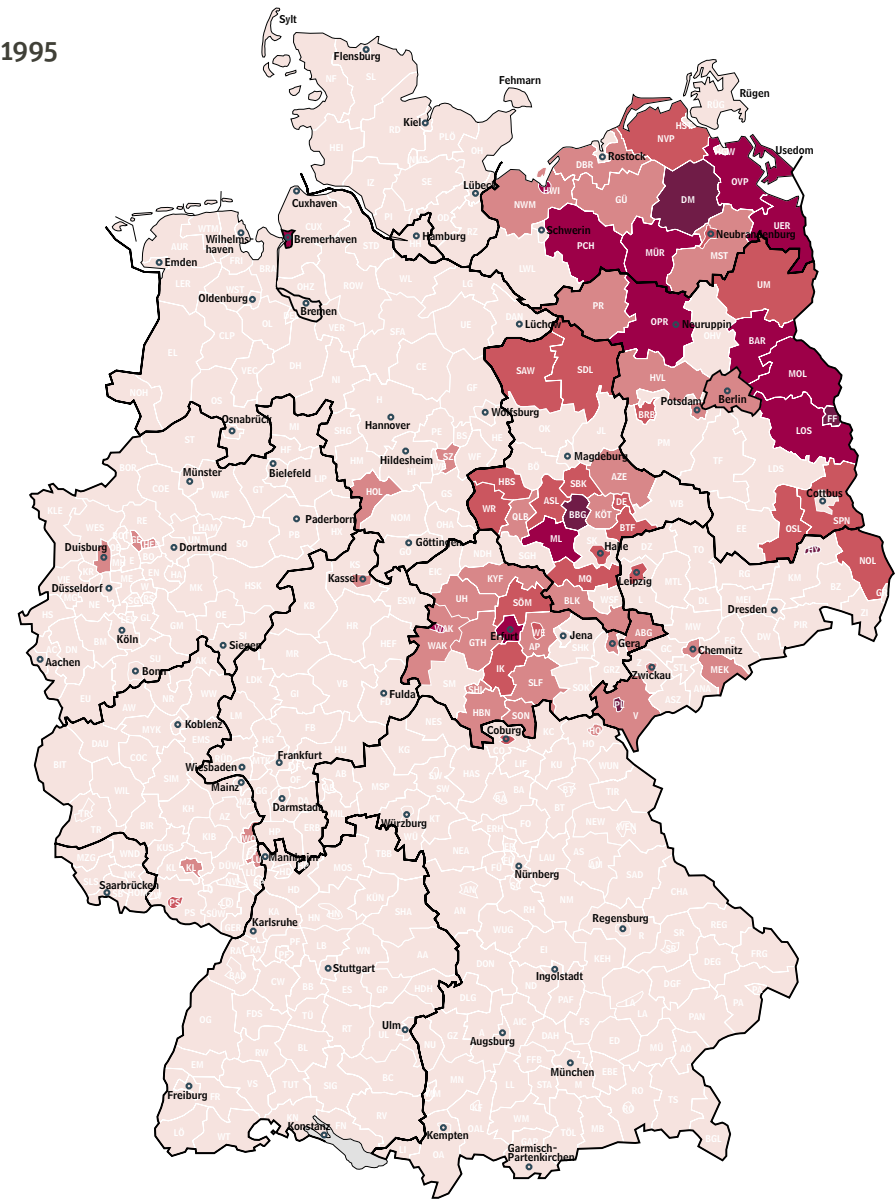
In den neuen Bundesländern gibt es allerdings klare Anzeichen, dass die Sorglosigkeit junger Menschen im Umgang mit der Sexualität zugenommen hat. Darauf weist auch die stark steigende Zahl der Schwangerschaftsabbrüche minderjähriger Frauen hin. Sie hat sich im Osten Deutschlands zwischen 1996 und 2005 von 18 auf 36 Abbrüche je 10.000 Frauen verdoppelt. In den alten Bundesländern nahm dieser Wert ebenfalls zu, aber nur von 15 auf 22 Fälle.¹⁵

Auseinanderentwicklung

Insgesamt bekamen die Frauen im Landkreis Löbau-Zittau im Jahr 2004 wieder mehr Kinder als noch Mitte der 1990er Jahre. Aber die Altersklassen der Mütter haben sich verschoben: Während der Anteil von Müttern mittleren Alters zurückging, steigt jener der älteren wie auch der der ganz jungen Frauen im Teenager-Alter.



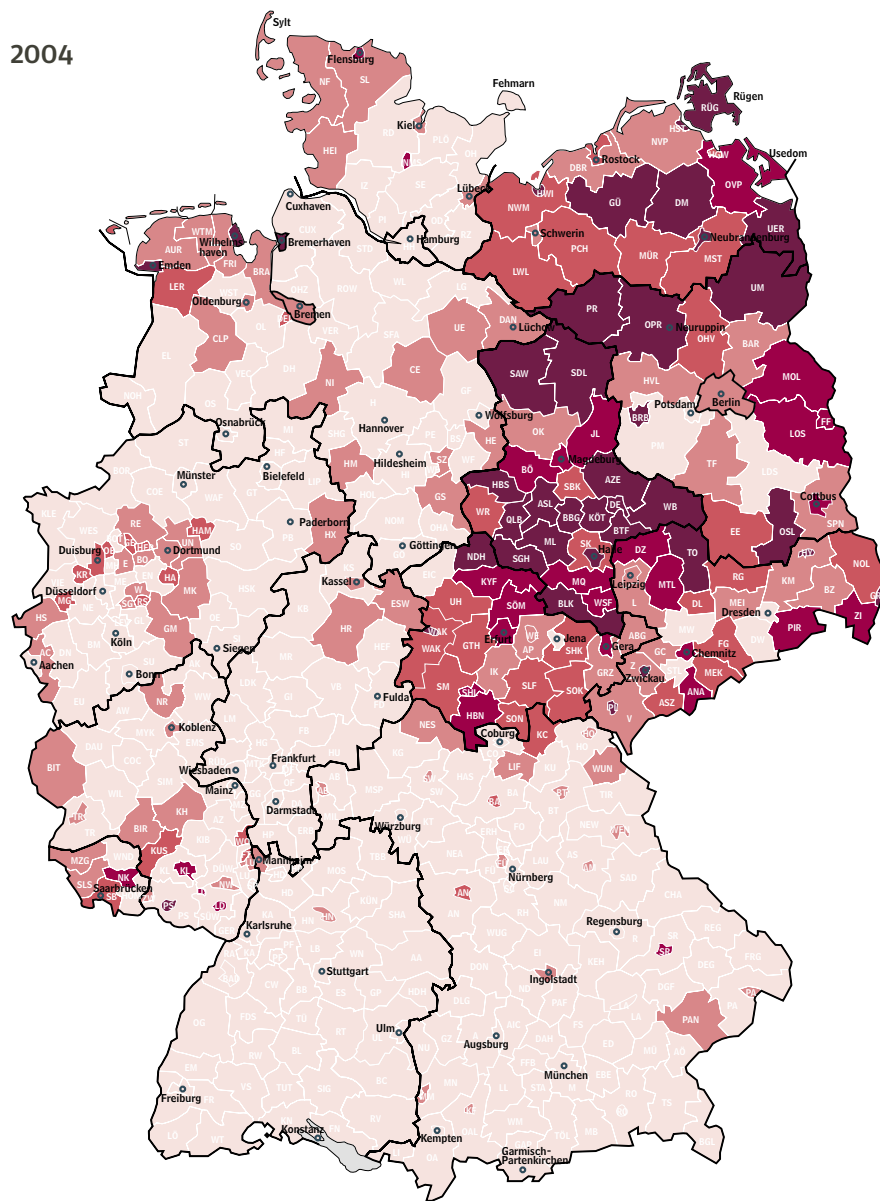
1995



■ Mittel 1995/1996
■ Mittel 2003/2004

Anteil der altersspezifischen Fertilitätsraten an der Gesamtfertilität (Kinderzahl je Frau) im Landkreis Löbau-Zittau in Prozent
(Datengrundlage: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen)

2004



Anteil der von unter 20-jährigen Frauen geborenen Kinder an allen Neugeborenen (Teenager-Geburten) 1995 und 2004 in Prozent

- unter 4
- 4 bis unter 5
- 5 bis unter 6
- 6 bis unter 7
- 7 und mehr

(Datengrundlage: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen)

Beruf Mutter

Besonders in wirtschaftlichen Krisenregionen ist der „Beruf Mutter“ auch für Teenager wieder attraktiv. In den meisten ostdeutschen Kreisen hat der Anteil der von unter 20-jährigen Müttern geborenen Kinder deutlich zugenommen. In Krisenkreisen wie Uecker-Randow (Mecklenburg-Vorpommern), Bernburg (Sachsen-Anhalt) oder in Brandenburg an der Havel werden etwa zehn Prozent aller Neugeborenen von Müttern unter 20 Jahren zur Welt gebracht. Selbst im deutschlandweit kinderreichsten Kreis Cloppenburg in West-Niedersachsen liegt dieser Wert nur bei 4,4 Prozent. Bundesweit ist die Zahl der Teenagerschwangerschaften seit 2004 wieder leicht gesunken.

Die von Müttern im Teenager-Alter geborenen Kinder machen in ländlichen Kreisen der neuen Bundesländer rund fünf Prozent aller Geburten aus. In etwa zwei Drittel aller deutschen Landkreise und kreisfreien Städte hat der Anteil der von Teenagern geborenen Kinder an der Gesamtzahl aller Geburten in den vergangenen zehn Jahren zugenommen. Sämtliche ostdeutschen Kreise haben einen Zuwachs zu verzeichnen. Der absolut höchste Anteil von Teenager-Müttern findet sich im mecklenburg-vorpommerschen Kreis Uecker-Randow, wo mehr als elf Prozent aller im Jahr 2004 geborenen Kinder von Müttern unter 20 Jahren zur Welt gebracht wurden. Im Jahr 1995 waren es noch sechs Prozent.

Eine Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung für Sachsen weist darauf hin, dass minderjährige Mütter häufig selbst aus schwierigen Familienverhältnissen kommen.¹⁶ Die Geburt eines Kindes werde häufig als Weg gesehen, das eigene, problematische Elternhaus zu verlassen, beziehungsweise mit dem Vater des Kindes möglichst rasch in einer eigenen Familie zusammenzuleben. Das Argument, junge Menschen wüssten zu wenig Bescheid über Sexualität oder seien ungenügend aufgeklärt, reicht hingegen nicht aus, um die steigende Zahl von Teenager-Schwangerschaften zu erklären. Zwar stellen Studien bei bestimmten Gruppen junger Frauen immer wieder Wissensdefizite fest. Auf der anderen Seite aber bestätigen Experten, dass sich das Verhütungsverhalten in den vergangenen zehn Jahren erheblich verbessert hat.

Für die neuen Bundesländer scheint eher ein anderer Erklärungsansatz plausibel: Junge Frauen wählen den „Beruf Mutter“ als Alternative zur Arbeitslosigkeit und zur „Maßnahmekarriere“. Junge Menschen stehen generell vor der Aufgabe, sich eine Rolle aus den von der Gesellschaft angebotenen Leitbildern zu wählen. Gerade Frauen mitmäßigem Schulabschluss finden in einer frühen Mutterschaft einen gesellschaftlich anerkannten Lebensinhalt – und auch finanzielle Unterstützung.

Teenager-Mütter stoßen zwar in der bürgerlichen Mittelschicht auf erhebliche Vorbehalte. Häufig werden diesen Frauen geringe Bildung und Unlust zur Arbeit unterstellt. In Unterschichten aber scheint die Mutterschaft als materielle Existenzsicherung akzeptiert zu sein: „Alle zwei Jahre ein Kind anschaffen, das bringt auch Geld“, äußert Frau U. (28), die nach ihrer Ausbildung nie erwerbstätig war und Mutter eines kleinen Sohnes ist. Aus Sicht einer gering qualifizierten jungen Frau geht die Rechnung tatsächlich auf: Der Grundbetrag des Arbeitslosengeldes II für eine allein lebende Person beträgt monatlich 345 Euro. Bekommt sie ein Kind, erhält sie zusätzlich 60 bis 80 Prozent des Regelsatzes (für Kinder bis zum 14. Lebensjahr gibt es 207, für ältere Kinder 276 Euro). Hinzu kommt Kindergeld in Höhe von 154 Euro für das erste, zweite und dritte Kind (ab dem

vierten Kind jeweils 179 Euro), sowie (bis Ende 2006) zwei Jahre lang ein Erziehungsgeld von 300 Euro. Zusätzlich kann das Sozialamt einen Unterhaltsvorschuss leisten, wenn der Vater des Kindes nicht zahlt oder nicht bekannt ist. Dieser Unterhaltsvorschuss beträgt bei unter sechsjährigen Kindern 111 Euro. Während also eine allein lebende, arbeitslose Person pro Monat lediglich 345 Euro (plus Mietzuschuss) beanspruchen kann, stehen einer Mutter mit Kleinkind in den ersten beiden Jahren nach der Geburt auch ohne Unterhaltszahlungen und Mietzuschuss mehr als 1.100 Euro zu.

Es ist nachvollziehbar, dass ein solches Angebot des Staates in strukturschwachen Regionen auch eine Nachfrage auslöst. An „Später“, also an die Zeit nach dem Erziehungsgeld dächten die jungen Mütter und Väter wenig, meint Sozialarbeiterin L. Sie berichtet aus ihrer „Maßnahme mit Mehraufwandsentschädigung“, wie die (falsche) Meldung, es gebe nach der Geburt eines Kindes für ein Jahr ein Elterngeld in Höhe von monatlich 1.800 Euro, eine Mischung aus Erstaunen und Begeisterung unter den jungen Erwachsenen ausgelöst habe. Die tatsächliche Nachricht, dass es in Abhängigkeit vom vorherigen Einkommen bis zu 1.800 Euro Elterngeld geben solle, hatte niemand verstanden.

In einem relativ neu gebauten Sozialzentrum bitten wir eine Mitarbeiterin der Schwangerenberatung um einen Gesprächstermin. Das Zentrum, gefördert vom EU-Sozialfonds, ist modern und hell, auch die umliegenden Wohnblocks sind saniert, alles macht keinesfalls den Eindruck eines „Problemgebietes“. Im Beratungszentrum sind neben unserer Gesprächspartnerin auch zwei Praktikanten anwesend. Es ist kurz vor Beginn der Sprechzeit, und der Kaffeetisch ist bereits für das gemütliche Zusammensein eingedeckt. Wir beschließen, das geplante Einzelgespräch zu einer Gruppendiskussion auszuweiten.

Eine Mitarbeiterin der Schwangerenberatung, Frau M., beklagt Mittelkürzungen im sozialen Bereich. Früher habe es hier sieben Sozialarbeiter gegeben, jetzt nur noch vier. Die seien teilzeitbeschäftigt und müssten drei Beratungsstellen betreuen. Seit Anfang 2005, der Einführung des Arbeitslosengeldes II, sei der Beratungsbedarf deutlich angestiegen. Unter den Mitarbeitern geht die Vermutung um, die Beratung sei vom Landkreis gar nicht wirklich erwünscht. Denn wenn die Sozialarbeiter sich richtig für ihre Klienten einsetzen, mit dem Ziel, alle diesen zustehenden Leistungen auch herauszuschlagen, komme das den Landkreis entsprechend teuer zu stehen.

Zu der Frage, welche Probleme die Abwanderung mit sich gebracht habe, meint Frau M.: „Die Generation, die hier der Motor war, ist weg. Die Intelligenz zieht weg, die geht der Arbeit nach. Die sind in Bautzen, in Dresden, in München oder gleich im Ausland. Das bedeutet ein ganz großes Problem für Frauen, die verheiratet oder in eheähnlicher Gemeinschaft leben, aber de facto allein erziehend sind und sich dabei schon ein bisschen überfordert fühlen. Die Männer kommen da alle vier Wochen mal zurück.“

Frau M. glaubt auch bemerkt zu haben, dass im Viertel ein Männerüberschuss herrscht. Es lebten hier viele männliche Singles in Einzimmerwohnungen. Interessanterweise meint sie, dass sich der Männerüberschuss bereits in der Schule zeige – obwohl eine selektive Abwanderung unter Schülern nicht bekannt ist. Vermutlich entspringt diese Wahrnehmung den Schulformen im Ort. Er verfügt über kein Gymnasium mehr – die einzige allgemeinbildende Schulform, in der Mädchen in deutlicher Überzahl sind. An sächsischen Sonder- und Mittelschulen dominieren hingegen die Jungen. Einer der Praktikanten am Sozialzentrum bemerkt, dass unter den mehr als hundert Schülern in der Förderschule, die er selbst besucht hat, nur fünf Mädchen gewesen seien. Der amtlichen Statistik ist zu entnehmen, dass unter allen Förderschülern im Landkreis Löbau-Zittau im Jahr 2004 zwei Drittel Jungen waren.

Die Sozialarbeiterin bestätigt die hohe Anzahl von Teenager-Müttern: „Das Erstgeburtsalter hier liegt viel, viel niedriger als anderswo in der Bundesrepublik. Hier versuchen viele 15-, 16-, 17-Jährige, ihre Zukunftslosigkeit mit Familie zu kompensieren. Und das sind nicht nur arme Leute, die denken, dass sie durch Kinder mehr Geld zur Verfügung haben. Da gibt es auch Abiturientinnen...“

Auf die Frage, ob diese jungen Mütter in der Regel einen festen Partner hätten, antwortet Frau M.: „Oft haben junge Frauen allein entschieden, ein Kind zu bekommen. Damit überfordern sie ihre Partner völlig. Meine Beobachtung ist, dass dieser erste Schreck dazu führt, dass die Beziehung erst einmal auseinander geht. Die Männer erleben das als Vertrauensverlust. Sie brauchen dann erst einmal Abstand. Aber die Erfahrung zeigt, dass das nicht endgültig ist.“

Frau M. bestätigt den Eindruck, den wir bereits zuvor aus Gesprächen mit jungen Frauen gewonnen hatten: Sie sind keineswegs „Opfer“ der Umstände oder der Männer. Junge Frauen nehmen – mehr als Männer – ihr Leben selbst in die Hand. Sie entscheiden sich für die Abwanderung – oder auch für ein Kind. In der Schwangerenberatung treffen wir die hochschwangere Frau S., etwa 18 Jahre alt. Sie wirkt psychisch stark und sie weiß, wo sie sich Hilfe holen kann. Auch ihr 30 Jahre alter Partner habe sich erst einmal von ihr getrennt, als er von dem kommenden Nachwuchs erfuhr. Er wolle jetzt kein Kind. Je näher die Geburt rücke, umso mehr näherten sich die beiden aber wieder an. Jetzt komme schon einmal von ihm die Initiative, mit zur Ultraschall-Untersuchung zu gehen: „Ich hätte am Anfang nicht gedacht, dass er noch mal ankommt. Man hört das hier von vielen Müttern, dass sie sagen: ‚Ja, der Vater ist weg. Dann nimm‘ ich mir halt einen anderen, dann spielt der Ersatzpapa. Das hält dann auch nicht lange.“

Frau S. sagt, dass es in ihrem Freundeskreis viele junge Mütter gebe, die wechselnde Partner hätten. „Da kenn‘ ich eine, die ist 19, kriegt jetzt das dritte Kind, vom dritten Mann. Die will unbedingt ein Mädels und macht so lange weiter, bis sie ein Mädels hat ...“ Auf die Frage, wie schwer es denn sei, einen „Ersatz-

papa“ zu finden, weil im großstädtischen Milieu alleinerziehende Mütter eher Probleme hätten, neue, verantwortungsvolle Partner zu finden, antwortet Frau S. lächelnd: „Hier findest Du immer einen, egal wie Du als Frau aussiehst. Es findet sich immer ein Dummer, der den Papa macht...“

Die Frage ist, ob die Zunahme von Teenager-Schwangerschaften mit dem erheblichen Männerüberschuss in der Region im Zusammenhang steht. Amerikanische Wissenschaftler hatten anhand von US-Zensus-Daten aus dem Jahr 1980 bereits festgestellt, dass eine Überzahl an Männern die Rate von außerehelichen Schwangerschaften unter weißen US-Amerikanerinnen ansteigen lässt.¹⁷ Die Wissenschaftler argumentieren, dass durch den Männerüberschuss die Wahrscheinlichkeit früher sexueller Kontakte wachse und gleichzeitig die Bedeutung von partnerschaftlicher Treue für Frauen sinke, da sie leicht neue Partner finden könnten.

Vorstellbar ist auch, dass Männer aus einer Altersgruppe mit hohem Frauenmangel auf immer jüngere Partnerinnen ausweichen müssen. Diese – relativ älteren – Männer könnten trotz geringer Qualifikation, selbst wenn sie arbeitslos sind, für sehr junge Frauen attraktiv sein – etwa weil sie bereits über eine eigene Wohnung verfügen, einen Führerschein oder ein Auto besitzen oder mehr Lebenserfahrung aufweisen. Unter schlechten Arbeitsmarktbedingungen könnten diese „Vorteile“ dazu beitragen, dass sehr junge Frauen sich früh für ein Kind entscheiden.

4

DATENLAGE: HINTERGRÜNDE DER ABWANDERUNG

Menschen verlassen ihre Heimat nicht ohne Grund. Viele Wanderungsbewegungen haben ihre Ursache in unbefriedigenden Lebensbedingungen: Wenn sich kein Auskommen mehr finden lässt oder wenn anderenorts neue Optionen winken, machen sich die Menschen auf die Suche nach einer besseren Zukunft. Die lange unerreichbaren Möglichkeiten im Westen und der wirtschaftliche Zusammenbruch vieler Branchen im Osten lösten nach der Wiedervereinigung eine Abwanderung aus, die sich langfristig als größtes Entwicklungshemmnis für die neuen Bundesländer herausstellen könnte.

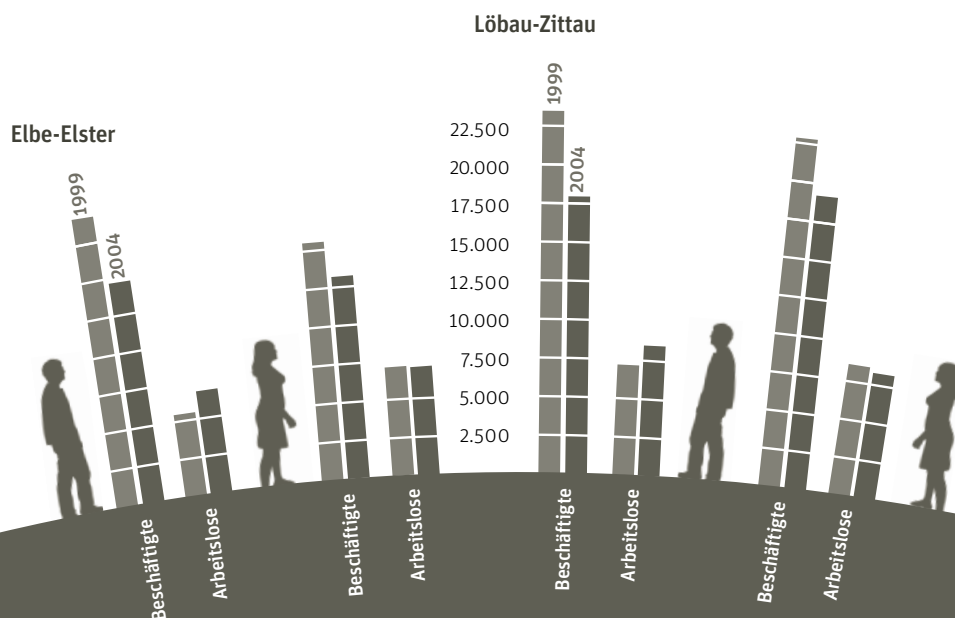
Männer – immer schwerer vermittelbar

Überall in den ländlichen Regionen der neuen Bundesländer herrscht hohe Arbeitslosigkeit, von der in den Nachwendejahren eher die Frauen betroffen waren. Doch in der jüngeren Vergangenheit ändern sich die Verhältnisse. In Löbau-Zittau, jenem Landkreis, in dem Ebersbach liegt, waren 2004 mehr Frauen als Männer beschäftigt und mehr Männer als Frauen arbeitslos.

4.1 Problematischer Arbeitsmarkt

Die Landkreise Löbau-Zittau und Elbe-Elster, in denen Ebersbach und Herzberg liegen, ähneln sich in ihrer wirtschaftlichen Situation. Seit Anfang der 1990er Jahre sank die Zahl der Beschäftigten praktisch ununterbrochen. Allein seit 1999 verlor der Elbe-Elster-Kreis

8.000, Löbau-Zittau 9.000 sozialversicherungspflichtige Jobs. Sämtliche Branchen haben Arbeitsplätze abgebaut. Ende der 1990er Jahre hatten Frauen noch klar das Nachsehen auf dem Arbeitsmarkt. Doch in den letzten Jahren trifft der wirtschaftliche Niedergang verstärkt die Männer. In Löbau-Zittau fielen allein 5.000 Arbeitsplätze im Baugewerbe weg, in Elbe-Elster 4.000. Die Arbeitslosenquote kletterte in beiden Kreisen

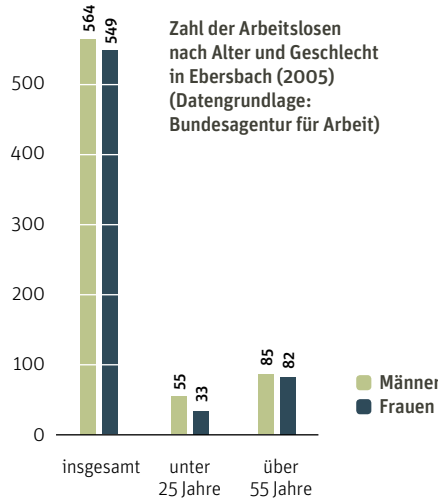


Entwicklung der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten und der Arbeitslosen in den Landkreisen Löbau-Zittau und Elbe-Elster nach Geschlecht (1999 und 2004)
(Datengrundlage: Statistisches Bundessamt, Bundesagentur für Arbeit)

auf mehr als 20 Prozent – kontinuierlich zu Lasten der Männer. In Löbau-Zittau waren 2004 bereits mehr Frauen als Männer beschäftigt. Bei den Arbeitslosen war die Situation umgekehrt. Im Elbe-Elster-Kreis ist der einstige Abstand zwischen den Geschlechtern stark geschrumpft.

Unter den älteren Arbeitslosen dominieren meist noch die Frauen, die mit ihren früheren Qualifikationen in der Textilverarbeitung oder der Verwaltung längst nicht mehr vermittelbar sind. Doch bei den jungen Menschen hat sich die Lage verändert: In Löbau-Zittau waren 2004 nur 700 Frauen, aber 1.100 Männer unter 25 Jahren arbeitslos. Im Elbe-Elster-Kreis lag das Verhältnis bei 600 zu 1.000. Dennoch ziehen nach wie vor mehr junge Frauen weg. Im Mittel der vergangenen Jahre (2002-2004) lag der Wanderungsverlust bei den 18- bis 29-jährigen Frauen um 50 Prozent höher als bei den gleichaltrigen Männern.

Interessanterweise meinen viele Menschen in Ebersbach wie in Herzberg, der überdurchschnittliche Wegzug von Frauen erkläre sich dadurch, dass es „nur noch Arbeit für Männer“ in der Region gebe, dass Männer leichter Arbeit fänden. Die Arbeitsmarktdaten zeigen hier ein differenzierteres Bild: Frauen müssen sich zwar häufiger mit einer Teilzeit- oder geringfügigen Beschäftigung zufrieden geben.



Junge Männer ohne Job

In Ebersbach waren im Jahr 2005 insgesamt 564 Männer und 549 Frauen arbeitslos. Bei den jungen Menschen dominieren unter den Arbeitslosen deutlich die Männer.

Doch am Arbeitsort Ebersbach liegt die Zahl der Frauen, die einer sozialversicherungspflichtigen Tätigkeit nachgehen, deutlich über jener der Männer. Bei den Arbeitslosen wie auch den Jugendarbeitslosen sind die Männer in der Überzahl.

Obwohl sich die Wirtschaftsstruktur in der ostdeutschen Peripherie nachhaltig geändert hat, hängen die männlichen Jugendlichen scheinbar an alten Mustern: Sie hoffen auf klassische Ausbildungsberufe am Bau oder im Handwerk – die es immer weniger gibt und die immer seltener einen festen Job versprechen. Fast ein Drittel aller männlichen Ausbildungsplatzsuchenden¹⁸ im Arbeitsamtsbezirk Bautzen bewirbt sich um eine Lehre in gewerblichen beziehungsweise industriellen Berufen oder am Bau. 40 Prozent dieser Bewerber gingen 2004 leer aus. Die jungen Männer warten dann in berufsvorbereitenden Maßnahmen auf das nächste Ausbildungsjahr und verlieren wertvolle Zeit.

Offenbar, weil es ihnen an Leistungskraft und Motivation fehlt, auf andere, höher qualifizierende Ausbildungen auszuweichen.

Freilich haben es auch Frauen schwer, die sich um einen klassischen Berufsausbildungsplatz bewerben. Sie werden sogar häufiger enttäuscht als Männer: Im Agenturbezirk Bautzen blieben 2004 rund 18 Prozent der Männer, aber 24 Prozent der einen Ausbildungsplatz suchenden Frauen ohne Lehrstelle. Der Unterschied ist: Die Mehrheit der Frauen gibt sich mit dieser schlechten Nachricht nicht zufrieden und wartet nicht auf bessere Zeiten. Anstatt eine berufliche Ausbildung zu absolvieren, qualifizieren sie sich stattdessen auf Schulen und Hochschulen weiter und haben anschließend anderswo bessere Jobchancen.

Das zeigt sich klar an der Zahl der jungen Frauen, die einen Berufsausbildungsplatz suchen: Sie ist in ländlichen ostdeutschen Regionen deutlich geringer als in westdeutschen Bundesländern. Im Bautzener Arbeitsagenturbezirk gab es im Jahr 2004 in diesem Bereich nur 37 Prozent Frauen – fünf Prozentpunkte weniger als im Durchschnitt der Bundesrepublik.

Die weiblichen Schulabgänger können es sich eher als ihre männlichen Kollegen leisten, eine Hoch- oder Fachschulausbildung anzutreten, denn im Durchschnitt haben sie deutlich bessere Schulabschlüsse. Unter allen Schulabgängern im Landkreis Löbau-Zittau, die seit 1995 nur einen Hauptschulabschluss oder nicht einmal diesen erreichten, waren nur 35 Prozent Frauen. Auf der anderen Seite stellten Frauen 61 Prozent der Abiturienten. Im Landkreis Elbe-Elster waren, bei einem gleich hohen Frauenanteil unter den Abiturienten, gar nur 30 Prozent der Schulabgänger mit geringer Bildung weiblich.

Anhaltender Arbeitsplatzabbau – und wenig Chancen für die Jugend

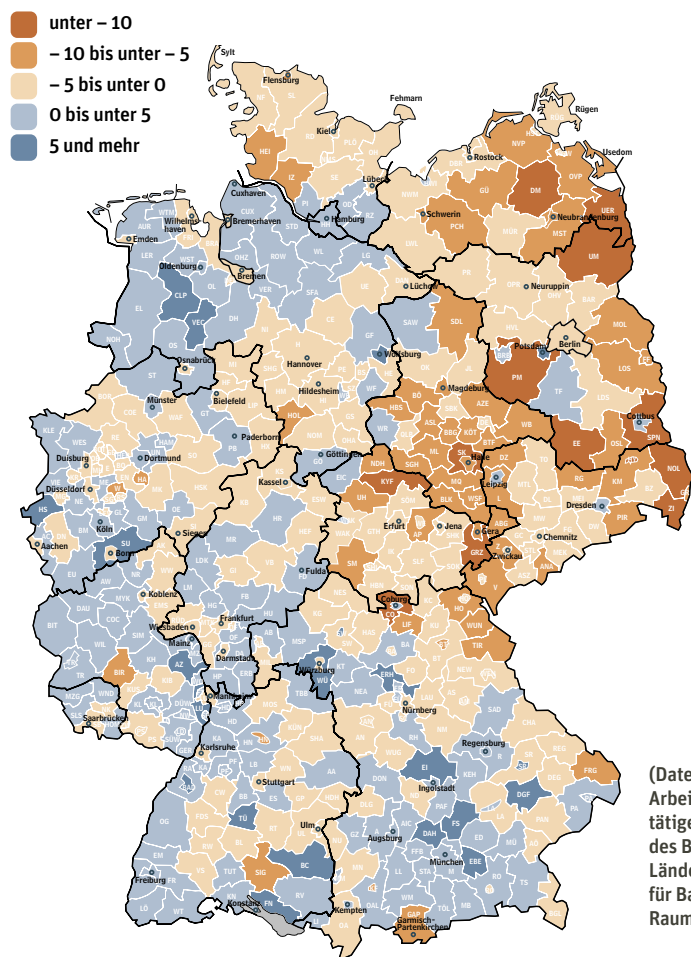
Die Zahl der Erwerbstätigen nimmt in weiten Teilen der neuen Bundesländer seit der Wiedervereinigung ab. Stabilisieren konnten sich nur das Umland von Berlin, die Regionen Dresden und Leipzig sowie Teile der thüringischen Städtereihe von Jena über Erfurt bis nach Eisenach. In Randregionen Sachsens und Brandenburgs hält die Talfahrt bis heute an – Landkreise wie Elbe-Elster, Löbau-Zittau, die Uckermark oder Uecker-Randow verloren noch zwischen 2000 und 2004 mehr als ein Zehntel aller Erwerbstätigen. Besonders betroffen von der prekären Lage am Arbeitsmarkt ist die Jugend – ein Grund für die massive Abwanderung junger Menschen.

4.2 Ebersbach und Herzberg sind überall

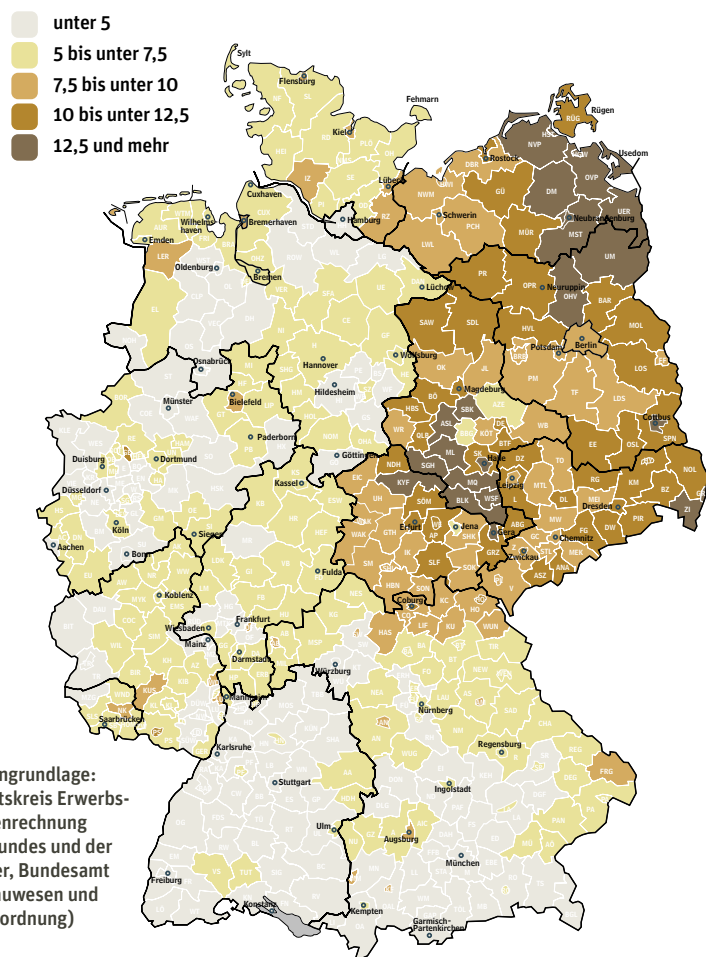
Ebersbach und Herzberg sind keine Extrembeispiele für die wirtschaftlichen und demografischen Probleme in den neuen Bundesländern. Überall, von Vorpommern bis in die Lausitz, vom Vogtland bis nach Südhthüringen haben die Menschen mit ähnlichen Problemen zu kämpfen. Der ländliche Raum der neuen Bundesländer ist nach wie vor weitgehend Krisengebiet. Lediglich einige Stadtregionen konnten sich demografisch stabilisieren, so Dresden, Potsdam, Leipzig und thüringische Städte wie Jena oder Erfurt.

In der ehemaligen DDR hatten in den 1980er Jahren noch Wirtschaftsbranchen wie Bergbau oder Textilindustrie tausende von Menschen beschäftigt, deren Jobs in der neuen wirtschaftlichen Konkurrenzsituation nahezu völlig verschwunden sind. Für das Heer der arbeitslosen ehemaligen Industriearbeiter oder in industriellen und handwerklichen Berufen ausgebildeten Menschen gibt es kaum Aussicht auf Beschäftigung. Wirtschaftswachstum in den neuen Bundesländern findet bis heute praktisch ohne Schaffung neuer Arbeitsplätze statt. Auch im Jahr 2006 musste der „Jahresbericht zum Stand der deutschen Einheit“ der Bundesregierung einräumen, dass ein sich selbst tragender

Entwicklung der Erwerbstätigenzahl in Prozent (2000 bis 2004)



Jugendarbeitslosenquote in Prozent¹⁹ (2004)



(Datengrundlage: Arbeitskreis Erwerbstätigenrechnung des Bundes und der Länder, Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung)

wirtschaftlicher Aufschwung in den neuen Bundesländern bislang nicht erreicht ist. Die Zahl der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten ist in den neuen Bundesländern zwischen 1991 und 2004 ununterbrochen gesunken.

Der Mangel an Arbeitsmöglichkeiten trifft alle Altersgruppen – ältere Arbeitnehmer genauso wie junge Berufseinsteiger. In weiten Teilen der neuen Bundesländer (siehe Karte auf Seite 36 rechts) liegt die Arbeitslosenquote von jungen Erwachsenen unter 25 Jahren bei mehr als zehn Prozent. In ganz Westdeutschland gibt es nur drei kreisfreie Städte, in denen Jugendliche derart unterbeschäftigt sind. Besonders betroffen sind die östlichen Teile Sachsens und Mecklenburg-Vorpommerns, die Randregionen Brandenburgs sowie die früheren Chemie- und Bergbauregionen im Süden Sachsen-Anhalts und im Norden Thüringens. Kein Wunder, dass diese Regionen auch die stärkste Abwanderung verzeichnen. Von den jungen Erwachsenen, die 1995 im Osten Deutschlands zwischen 20 und 25 Jahre alt waren, fehlten zehn Jahre später rund 60.000 Menschen.

Brain drain

Dabei wandern die höher Qualifizierten eher ab, weil sie bessere Chancen haben, anderorts einen Arbeitsplatz zu bekommen. Entsprechend hinterlässt die Abwanderung ihre Spuren im Qualifikationsniveau der Zurückbleibenden. Bei den 45- bis 59-Jährigen liegt der Bevölkerungsanteil mit Fach- oder Hochschulabschluss in den meisten neuen Bundesländern höher als im Westen. Dass hängt zum einen damit zusammen, dass im Osten jene 20 Prozent Bevölkerung mit Migrationshintergrund fehlen, die im Westen die größten Bildungsprobleme haben. Zum anderen besitzen vergleichsweise viele Ältere einen höheren Abschluss, weil zu DDR-Zeiten viele Ausbildungen einen Fachschulstatus hatten.

Bevölkerungsanteil mit Hochschulabschluss (Tertiärbereich A) nach Bundesländern und Altersgruppen in Prozent (2004)

	25 bis 34 Jahre	35 bis 44 Jahre	45 bis 54 Jahre	55 bis 64 Jahre	Differenz 25 bis 34 Jahre minus 45 bis 54 Jahre (Prozentpunkte)
Sachsen-Anhalt	9	12	14	13	- 5
Mecklenburg-Vorpommern	10	12	15	14	- 5
Brandenburg	10	13	17	15	- 7
Thüringen	10	15	17	12	- 7
Schleswig-Holstein	11	14	17	12	- 6
Niedersachsen	12	13	15	12	- 3
Saarland	13	14	10	9	3
Nordrhein-Westfalen	14	14	14	11	0
Rheinland-Pfalz	14	15	14	11	0
Bayern	15	15	13	12	2
Sachsen	16	15	16	15	0
Baden-Württemberg	16	16	15	12	1
Bremen	16	18	19	11	- 3
Hessen	18	19	18	14	0
Hamburg	22	25	22	15	0
Berlin	24	23	27	20	- 3
OECD-Staatenmittel	24	20	17	13	7
Deutschland	15	15	16	12	- 1

(Datengrundlage: Statistisches Bundesamt (2006): Internationale Bildungsindikatoren im Ländervergleich, S. 33, der EU-Standard „Tertiärbereich A“ umfasst Abschlüsse an Universitäten, Theologischen und Pädagogischen Hochschulen, Kunsthochschulen und Fachhochschulen)

Bei den 25- bis 34-Jährigen aber, jener Generation, die nach der Wiedervereinigung studiert hat und in den Beruf eingestiegen ist, hat sich der Anteil der höher Gebildeten stark reduziert. Auf Bundeslandebene finden sich die neuen Länder mit Ausnahme von Sachsen alle am Ende der Qualifikationsrangliste wieder. In Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern ist der Bevölkerungsanteil mit Hochschulabschluss bei den 25- bis 34-Jährigen um fünf Prozentpunkte geringer als bei den 45- bis 54-Jährigen. In Brandenburg sogar um sieben Prozentpunkte.

Dass ein schwacher Arbeitsmarkt Abwanderung hervorruft und dass es besonders die jungen Menschen mit guter Schulbildung und hoher Motivation sind, die weggehen, ist nachvollziehbar. Warum aber verlassen junge Frauen viel häufiger als ihre männlichen Altersgenossen die neuen Bundesländer?

Bildungsverlust

Der Bildungsstand der älteren Generation in den neuen Bundesländern ist deutlich höher als jener der jüngeren. Mit Ausnahme von Sachsen verlieren alle Ost-Bundesländer junge, qualifizierte Mitbürger durch Abwanderung. Aber auch Deutschland als Ganzes weist deutlich schlechtere Bildungsdaten als der Durchschnitt der OECD-Länder auf.

4.3 Frauen sind mobiler geworden

Traditionell waren Wanderungen eine Domäne der Männer. Das führte dazu, dass in neu besiedelten Gebieten zunächst für lange Zeit ein Männerüberschuss herrschte. So stellten seit der frühesten Zeit der Kolonisierung in den jungen Vereinigten Staaten Männer den Großteil der Bevölkerung – jedenfalls außerhalb von Indianersiedlungen. Noch bevor Bahnlinien den amerikanischen Kontinent durchquerbar machten, ließ Mitte des 19. Jahrhunderts der kalifornische Goldrausch eine beispiellose Welle männlicher Migranten an die Westküste strömen. Zwischen 1847 und 1849 kamen per Schiff 40.000 Menschen in dem gerade gegründeten San Francisco an. Nur 700 davon waren Frauen. Wer sich von Europa aus mit dem Schiff nach Amerika aufmachte, war meist ein männlicher Habenicht: Die Auswanderer aus Europa hatten arme Eltern oder zu viele Brüder für das vorhandene Familienerbe.

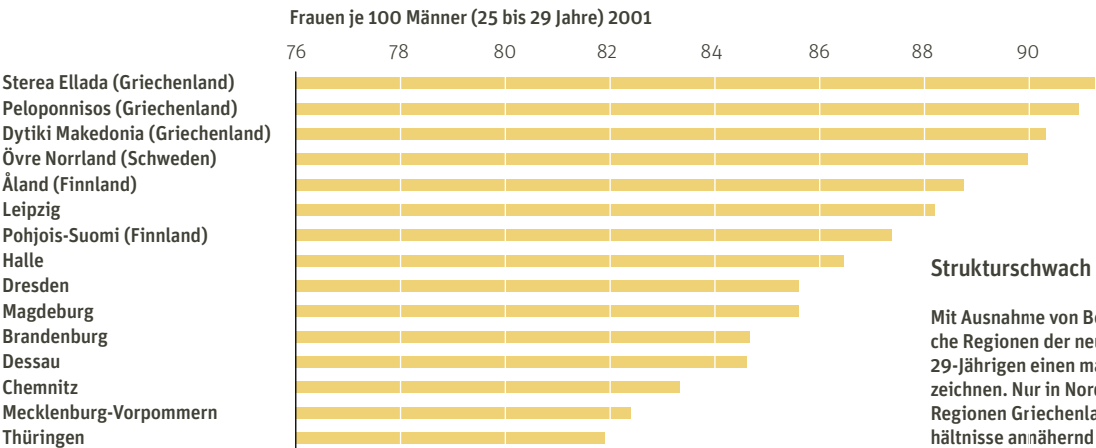
In Nordamerika dauerte es bis 1930, ehe die Zahl der weiblichen Migranten mit jener der männlichen gleichzog. Denn historisch gesehen wanderten Frauen in der Regel nur zum Zweck der Heirat oder ihren Männern nach, wenn diese anderswo Arbeit gefunden hatten. Dadurch blieb die Zahl der wandernden Frauen insgesamt fast immer geringer als jene der Männer.

Doch in den vergangenen Jahrzehnten machten sich überall auf der Welt vermehrt Frauen auch alleine auf den Weg. Vor 30 Jahren überstieg die Zahl der weiblichen Migranten in Australien die der Männer. In Lateinamerika, der Karibik und Ozeanien wuchs der Anteil weiblicher Migranten von weniger als 45 Prozent im Jahr 1960 bis 2005 auf mehr als 50 Prozent. Gegenwärtig stellen auf allen Kontinenten außer Afrika und Asien die Migrantinnen eine Mehrheit – dort sind es vor allem arabische Länder, in denen das männliche Machtmonopol nach wie vor die Mobilität von Frauen beschränkt.²⁰ Am stärksten sichtbar ist die so genannte „Feminisierung der Migration“ auf den Philippinen. Dort sind heute etwa 65 Prozent aller Auswanderer Frauen – vor 30 Jahren waren es gerade einmal 12 Prozent.²¹

Hintergrund dieser Entwicklung: Mit der zunehmenden Erwerbstätigkeit von Frauen in den Industrieländern ist dort ein enormer Bedarf an persönlichen Dienstleisterinnen entstanden. Die viel beschäftigten Einheimischen brauchen Personal, das den Haushalt führt oder die Kinder betreut. Auch die wachsende Tourismusbranche sucht ständig preiswerte Köchinnen und Zimmermädchen – während der Bedarf an männlichen Ungelernten für die Produktion weitgehend gedeckt ist.

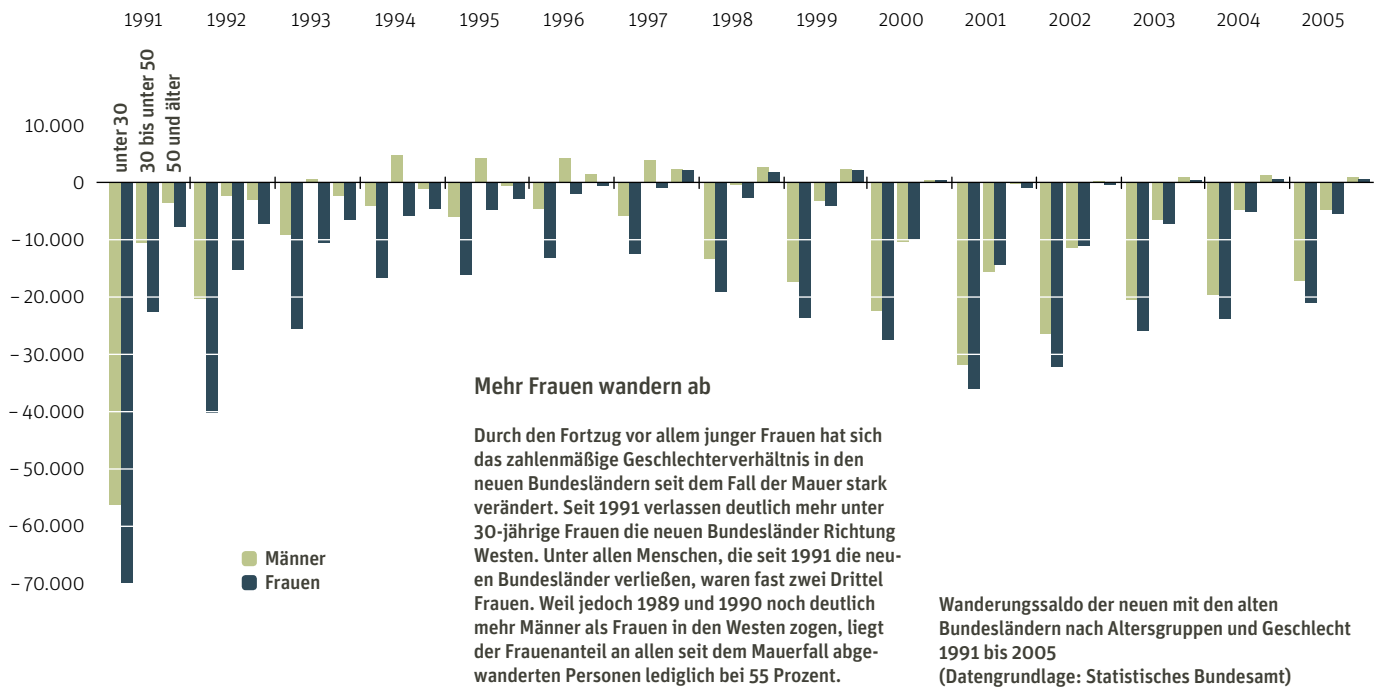
Migrantinnen sind nicht nur als Hausmädchen gefragt: So verlassen jährlich etwa 20.000 hoch qualifizierte Krankenschwestern und Ärztinnen Afrika, weil sie Ausbildung in entwickelten Ländern suchen und weit besser bezahlt werden als in den Heimatländern. Höhere Bildung, eine spezifische Qualifikation und die größere Unabhängigkeit lässt die Migrationsbereitschaft der Frauen wachsen.

Europäische Regionen mit dem größten Frauendefizit bei den 25- bis 29-Jährigen (2001)
(Datengrundlage: Obst 2005)



Strukturschwach = arm an jungen Frauen

Mit Ausnahme von Berlin hatten im Jahr 2001 sämtliche Regionen der neuen Bundesländer bei den 25- bis 29-Jährigen einen massiven Frauenmangel zu verzeichnen. Nur in Nordskandinavien oder in ländlichen Regionen Griechenlands sind die Geschlechterverhältnisse annähernd ähnlich unausgewogen.



Der größte Frauenmangel Europas herrscht in den neuen Bundesländern

Auch innerhalb der erweiterten Europäischen Union sind viele junge Menschen auf Wanderschaft. Junge Leute aus Osteuropa, deren Heimatländer ebenso wie die neuen Bundesländer vom Zusammenbruch alter Wirtschaftsbranchen, einem Mangel an Arbeitsplätzen und geringen Verdienstmöglichkeiten betroffen sind, strömen in die Länder des „alten“ Europas. Doch nirgendwo in Europa ist die überproportionale Abwanderung von Frauen so groß wie im Osten Deutschlands. Dies wird deutlich, wenn man die Geschlechterproportion bei jungen Erwachsenen in den neuen Bundesländern seit 1991 betrachtet.²²

Im Jahr 1991 war das Geschlechterverhältnis noch weitgehend normal, und es gab in keiner Region der neuen Bundesländer innerhalb der Altersgruppe der 20- bis 24-Jährigen ein Verhältnis von weniger als 94 Frauen zu 100 Männern.²³ Diese Proportion ist für ländlich

geprägte Regionen – auch in den alten Bundesländern – nicht ungewöhnlich. Seither hat sich die Situation jedoch deutlich verändert. Bis auf die Regierungsbezirke Berlin und Leipzig hat sich in allen Regionen der neuen Bundesländer sowohl bei den 20- bis 24-Jährigen als auch bei den 25- bis 29-Jährigen im Jahr 2001 ein Männerüberschuss herausgebildet, der europaweit ohne Beispiel ist. Damit ist der Osten Deutschlands noch ärmer an jungen Frauen als die unwirtlichen nord-skandinavischen Regionen Pohjois-Suomi (Finnland) und Övre Norrland (Schweden).

In den weitaus meisten Fällen haben sich die Geschlechteranteile verändert, weil bei einem generellen Abwanderungstrend mehr Frauen als Männer fortgezogen sind. Doch selbst in einer Region wie Brandenburg, wo die Gruppe der 25- bis 29-Jährigen angewachsen ist, hat sich die Geschlechterproportion zugunsten der Männer verschoben – in diesem Fall durch einen übermäßigen Anteil zugezogener Männer.

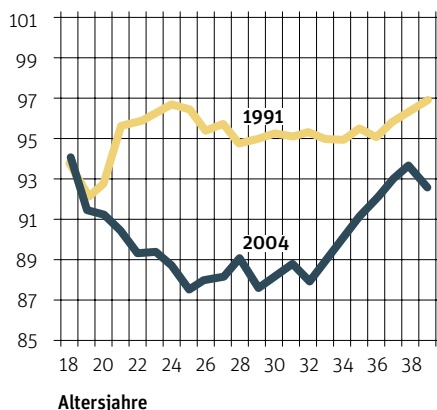
Insgesamt sind aus dem Osten Deutschlands seit 1989 rund 735.000 Männer, aber 866.000 Frauen weggezogen. Dabei verzeichnen die neuen Bundesländer seit 1991 bei den über 50-Jährigen – häufig Menschen, die gegen Ende ihrer Berufslaufbahn in ihre alte Heimat zurückkehren oder sich einen Wohnsitz im Grünen suchen – sogar leichte Wanderungsgewinne. Bei den 30- bis 50-Jährigen, Menschen im besten Erwerbsalter, ziehen etwa gleich viele Männer wie Frauen in den Westen. Doch je jünger die Auswanderer sind, umso größer wird die Dominanz der Frauen. Nur bis zum Alter von 16 Jahren ist der Saldo von männlichen und weiblichen Abwanderern noch ausgeglichen – in diesem Alter ziehen Kinder in der Regel nur zusammen mit ihrer Familie um. Doch bereits nach Beendigung der allgemeinbildenden Schule, nach dem Haupt- oder Realschulabschluss, lassen sich die viel häufigeren Fortzüge junger Frauen beobachten. Bei den 18- bis 24-Jährigen, insgesamt der wanderungsaktivsten Altersgruppe, ziehen per Saldo ein

Drittel mehr Frauen als Männer aus dem Osten Deutschlands weg. Hingegen verlassen im Alter von 25 bis 29 Jahren sogar etwas mehr Männer als Frauen die neuen Bundesländer. Da die Gesamtzahl der Wanderer in diesem Alter jedoch viel geringer ist als bei den Jüngeren, kann der Gesamtverlust von Frauen dadurch nicht aufgewogen werden. Insgesamt standen bei den unter 30-jährigen Fortzählern, die mehr als die Hälfte des Gesamtwanderungssaldos ausmachen (per Saldo zwischen 1991 und 2005), 273.000 Männer 400.000 Frauen gegenüber.

Unterm Strich hat sich im Laufe der vergangenen 15 Jahre in allen neuen Bundesländern ein deutlicher Männerüberschuss in den jungen Erwachsenengruppen herausgebildet. In allen Jahrgängen, die 2004 zwischen 22 und 32 Jahre alt waren, kamen auf 100 Männer weniger als 90 Frauen.

Anzahl Frauen je 100 Männer in der Gruppe der 18- bis 39-Jährigen in den alten und neuen Bundesländern (1991 bis 2004)
(Datengrundlage: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen)

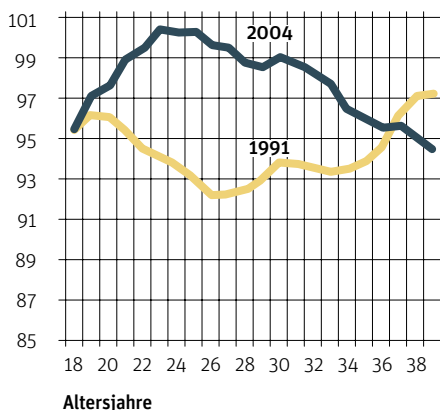
Neue Bundesländer (mit Berlin)



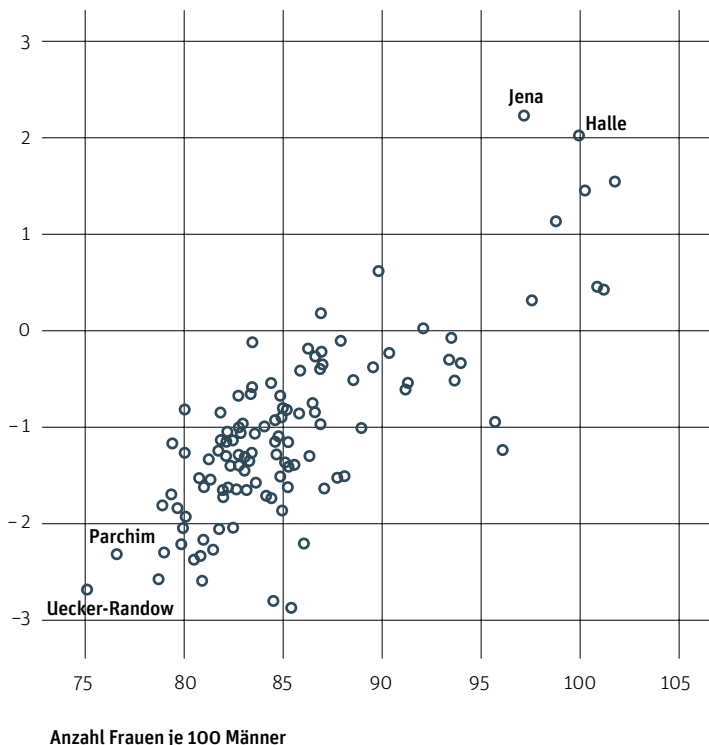
Mehr Männer bleiben zurück

Während in den neuen Bundesländern zunächst bei den 20-Jährigen und später in einer immer breiteren Altersgruppe ein Männerüberschuss entstanden ist, hat sich im Westen Deutschlands die Geschlechterproportion teilweise zugunsten der Frauen verändert. Dies ist die Folge der Zuwanderung von Frauen aus dem Osten Deutschlands.

Alte Bundesländer



Differenz
Wanderungs-
saldoraten
Frauen minus
Männer

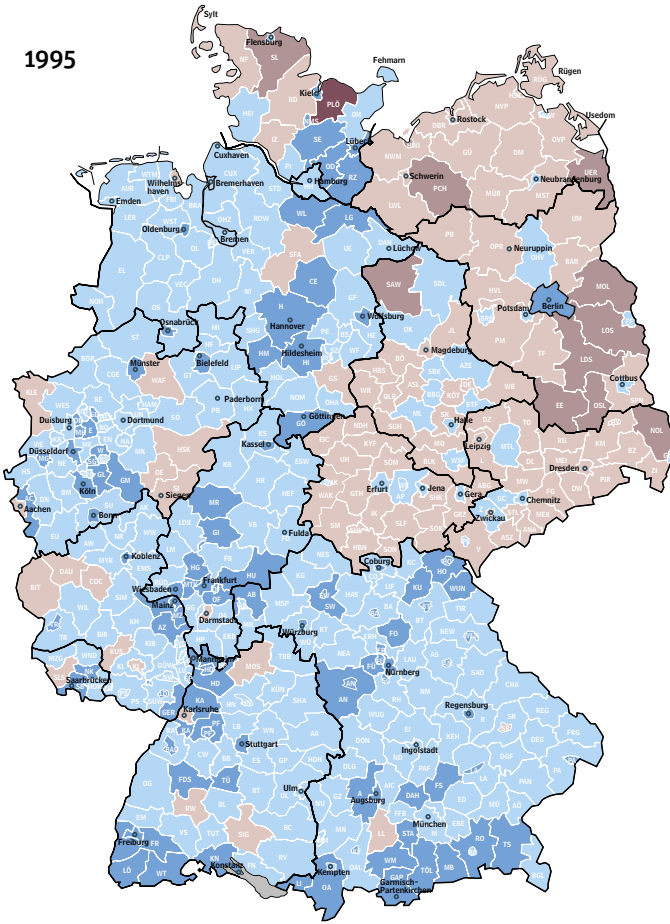


Wo Frauen schon fehlen, gehen noch mehr

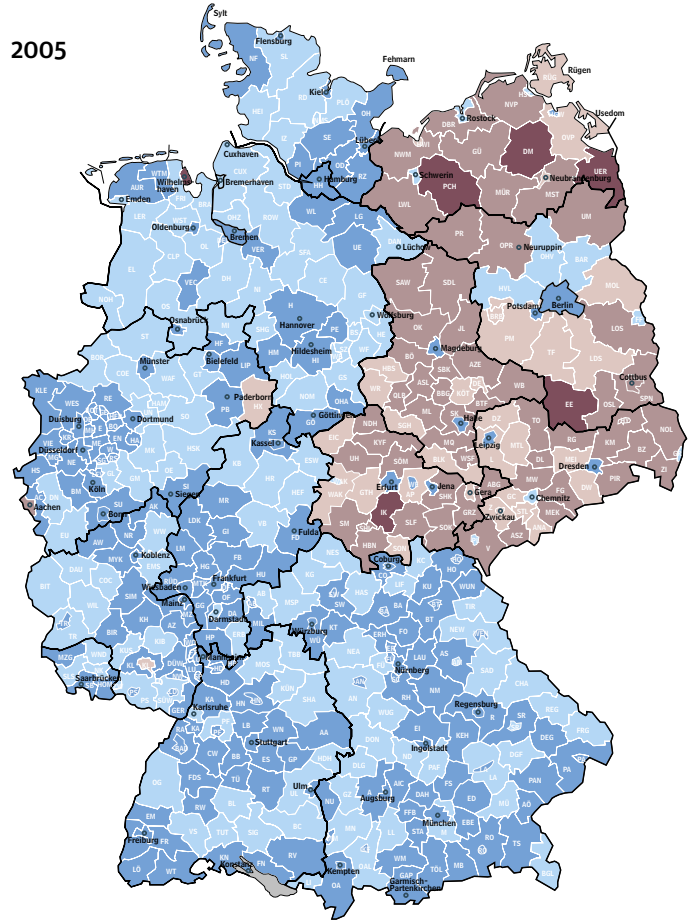
Diese Grafik ist wie folgt zu lesen: In Jena und Halle, Universitätsstädten mit einem ausgeglichenen Geschlechteranteil, wanderten je 1.000 Einwohner im Alter von 18 bis 29 Jahren zwei Frauen mehr als Männer zu. In Uecker-Randow und Parchim hingegen, wo bereits der deutschlandweit größte Mangel an jungen Frauen herrscht, verließen je 1.000 Einwohner zwei Frauen mehr als Männer die Region. Das bedeutet, dass dort, wo bereits viele junge Frauen abgewandert sind, noch mehr fort gehen. Diese Gebiete werden demnach für Frauen immer unattraktiver und die strukturellen Gründe für die Anwanderung bleiben offensichtlich bestehen.

Zusammenhang zwischen der Differenz der jährlichen Wanderungssaldoraten Frauen minus Männer (18 bis 29 Jahre, Mittelwert 2002 bis 2004) und der Geschlechterproportion (2004) für die Kreise der neuen Bundesländer
(Datengrundlage: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen)

1995



2005



4.4 Die regionalen Gegensätze verschärfen sich

Doch junge Frauen wandern nicht nur in den Westen oder ins Ausland, sie wandern auch in die Großstädte Ostdeutschlands. Dadurch verschärfen sich die Gegensätze zwischen den wenigen urbanen Zentren und dem ländlichen Raum. Bis 1995 hatte sich in der ost-deutschen Bevölkerung bereits ein Männerüberschuss in der betrachteten Altersgruppe von etwa zehn Prozent herausgebildet, der jedoch relativ gleichmäßig über die gesamten neuen Bundesländer verteilt war. Seither zeichnen sich innerhalb der neuen Bundesländer deutlich Gewinner- und Verliererregionen ab – wobei die Zahl der Verlierer jene der Gewinner weit übersteigt.

Zahlenmäßiges Geschlechterverhältnis in den Landkreisen und kreisfreien Städten Deutschlands 1995 und 2005 (Anzahl Frauen je 100 Männer in der Gruppe der 18- bis 29-Jährigen). Das natürliche Geschlechterverhältnis in Deutschland in dieser Altersklasse beträgt aufgrund eines Jungenüberschusses bei den Geburten 96 Frauen zu 100 Männern.

- unter 80,1
- 80,1 bis 85
- 85,1 bis 90
- 90,1 bis 96
- 96,1 und mehr

(Datengrundlage: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen)

Spaltung zwischen Ost und West und zwischen Großstadt und Land

1995 hatte Deutschlands Osten – mit Ausnahme Berlins – bereits fast flächendeckend einen Mangel an jungen Frauen zu verzeichnen. Bis 2005 hat sich dieser vor allem in entlegenen, strukturschwachen Regionen deutlich verschärft. In fünf Kreisen leben in der Altersklasse der 18- bis 29-Jährigen weniger als 80 Frauen je 100 Männer. Nur wenige Bildungsstandorte im Osten weisen ein ausgeglichenes Geschlechterverhältnis auf. Deutlicher Gewinner der deutschen Binnenwanderung sind die alten Bundesländer – und dort vor allem die Metropolregionen.

Im Jahr 1995 lag in lediglich zwölf Kreisen Deutschlands das zahlenmäßige Verhältnis von Frauen zu Männern im Alter von 18 bis 29 Jahren unterhalb von 85 zu 100 – davon zehn in Ostdeutschland. Bis 2005 gab es bereits 59 Kreise mit einem so ungünstigen Geschlechterverhältnis – bis auf einen alle in den neuen Bundesländern. In fünf Kreisen lebten weniger als 80 Frauen je 100 Männer dieser Altersgruppe. Im gleichen Zeitraum erreichten einige Universitätsstädte der neuen Bundesländer, vor allem aufgrund der Zuwanderung von Studentinnen, wieder ein nahezu ausgeglichenes Geschlechterverhältnis. Im Mittel der Jahre 2002 bis 2004 zogen in den vier ostdeutschen Universitätsstädten Potsdam, Greifswald, Halle und Jena mehr Frauen als Männer zu.

Dabei bleiben die Ursachen der überproportionalen Abwanderung ganz offensichtlich bestehen. Bis heute ziehen aus jenen Kreisen, die in der Vergangenheit am meisten junge Frauen verloren haben, auch weiter deutlich mehr Frauen als Männer weg. In den vergangenen Jahren am stärksten betroffen waren die Landkreise Uecker-Randow, Mecklenburg-Strelitz und Parchim (alle in Mecklenburg-Vorpommern), der Spree-Neiße-Kreis in Brandenburg, Anhalt-Zerbst in Sachsen-Anhalt, Riesa-Großenhain in Sachsen und der thüringische Ilm-Kreis. Auch manchen Städten – wie Wismar und Cottbus – kehren junge Frauen verstärkt den Rücken.

4.5 Ostdeutschland im Umbruch

Generell gibt es zwar eine Reihe plausibler Annahmen zu der Frage, warum Frauen eher als Männer abwandern, aber wenig Forschungsergebnisse. Der Sozialwissenschaftler Rainer Geißler vermutet, ostdeutsche Frauen hätten einen Teil des „Gleichstellungsvorsprungs“ im Erwerbsleben, den ihnen der Sozialismus eingebracht hatte, wieder eingebüßt. Durch die Wiedervereinigung seien sie auf dem Arbeitsmarkt in größere Bedrängnis geraten als Männer.²⁴ Wie aber haben sich Arbeitsmarkt und Wirtschaftssystem seit der deutschen Einheit verändert, und welche Folgen hat dies für das soziale Gefüge?

Anders als in der alten Bundesrepublik wurde in der DDR die gleichberechtigte Teilnahme am Erwerbsleben früh ein Thema der Politik. Die Ideologie fiel dabei mit den ökonomischen Zwängen einer wenig produktiven und abgeschotteten Gesellschaft zusammen:

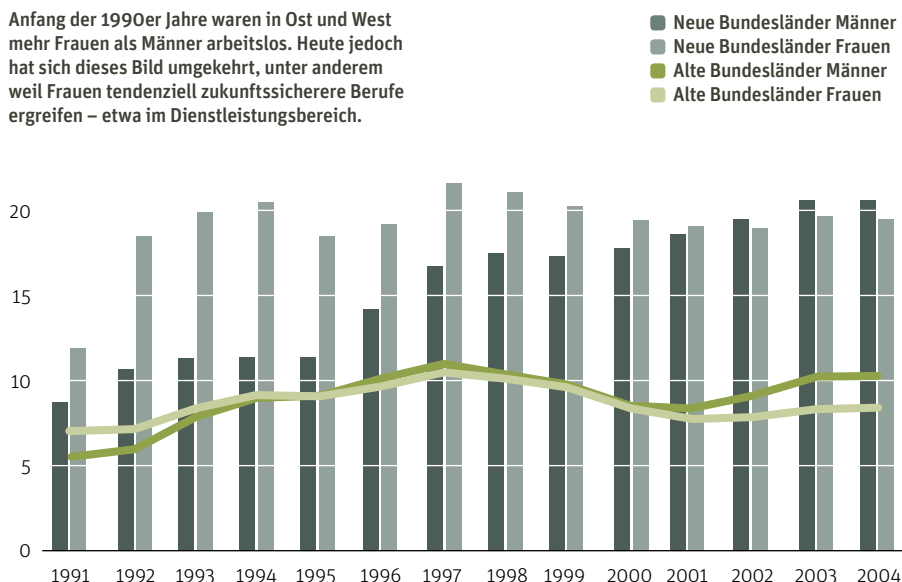
Mehr Berufe für Frauen – oder mehr Frauen in zukunftsfähigen Berufen?

Anfang der 1990er Jahre waren in Ost und West mehr Frauen als Männer arbeitslos. Heute jedoch hat sich dieses Bild umgekehrt, unter anderem weil Frauen tendenziell zukunftssichere Berufe ergreifen – etwa im Dienstleistungsbereich.

Gemäß marxistischer Weltanschauung galt Erwerbsarbeit als einzige akzeptable Form der gesellschaftlichen Existenz. Gleichzeitig herrschte permanenter Arbeitskräftemangel und die Erhöhung der weiblichen Erwerbsbeteiligung war die einzige Möglichkeit, die Lücken zu schließen. Mit Anti-Hausfrauen-Propaganda, ökonomischem Druck und einer umfassenden, kostenlosen Kinderbetreuung räumte die politische Führung alle Hindernisse aus dem Weg. Anders als im Westen war die voll erwerbstätige Frau schon in den 1960er Jahren eine allseits akzeptierte Normalität.

Als schließlich Anfang der 1960er Jahre mehr qualifiziertes Personal benötigt wurde, rief der Staat eine Qualifizierungsoffensive aus und führte bald Fern- und Abendstudiengänge ein, die sich speziell an Frauen und Mütter richteten. Ab 1963 gab es auch ein „Frausonderstudium“. Schließlich wurden Frauen gezielt für technische Berufe und leitende Tätigkeiten qualifiziert. Zwar blieb auch in der DDR weibliches Personal in den Führungsetagen von Wirtschaft und Gesell-

Arbeitslosenquoten von Männern und Frauen Ost/West (1991 bis 2004)
(Datengrundlage: Bundesagentur für Arbeit)



schaft eine Seltenheit, doch Frauen, die nach 1952 geboren wurden, hatten – anders als im Westen – keine geschlechtsspezifische Benachteiligung hinsichtlich ihrer beruflichen Ausbildung mehr zu verzeichnen.²⁵ In den 1980er Jahren lag die Erwerbsbeteiligung von Frauen in der DDR bei 78 Prozent (im Westen bei 55,5 Prozent), wobei eine Vollzeitbeschäftigung die Norm war.²⁶

Heute glauben viele, die Arbeitswelt sei in der DDR weniger in Männer- und Frauenberufe aufgeteilt gewesen als in der Bundesrepublik. Doch die Propagandabilder von Traktoristinnen und Bauleiterinnen täuschen. In Wirklichkeit gab es in der DDR weit mehr reine Frauenberufe als im Westen. Da der Staat bis zu seinem Zusammenbruch ein klassisches Industrieland mit einem niedrigen Modernisierungsgrad war, gab es dort bis zuletzt viel mehr physisch anstrengende Männerjobs, etwa im Bergbau und in der Schwerindustrie. Für die Dienstleistungsberufe – auch wenn dieser Sektor im Osten unterentwickelt war – blieben dann häufig nur die Frauen. Vor allem der medizinische, der Dienstleistungs- und Verkaufsbereich, aber auch qualifizierte Verwaltungs- und Angestelltentätigkeiten waren in der DDR fast ausschließlich Frauen vorbehalten.²⁷

Als sich die beiden deutschen Staaten 1990 wiedervereinten, trafen zwei verschiedene Berufskulturen und Wirtschaftssysteme aufeinander. Der Zusammenbruch des überkommenen DDR-Wirtschaftssystems, der Niedergang alter Wirtschaftsbranchen und der damit verbundene Strukturwandel produzierten mehr männliche als weibliche Verlierer. Personal wurde vor allem im Baugewerbe, im Bergbau und im verarbeitenden Gewerbe abgebaut – sämtlich männerdominierte Branchen. Beschäftigungswachstum erlebten am ehesten solche Branchen, in denen vorwiegend Frauen arbeiten: Der Bereich der öffentlichen und privaten Dienstleistungen, der Handel und das Gastgewerbe und das Kredit- und Versicherungsgewerbe.

Insgesamt stieg der Anteil von Frauen an allen Erwerbstätigen zwischen 1991 und 2004 in den alten Bundesländern von 42 auf 47, in den neuen Bundesländern von 45 auf 48 Prozent. Die Arbeitslosenquote der Frauen, die im Osten im Jahr 1993 auf 20 Prozent geschnellt war, und damit fast doppelt so hoch lag wie die der Männer, blieb in den Folgejahren nahezu konstant und sinkt seit 1997. Bei den Männern stieg sie indes unaufhaltsam und liegt gegenwärtig über jener der Frauen. Interessant ist, dass in den alten Bundesländern – auf niedrigerem Niveau – eine ähnliche Veränderung eingetreten ist. Auch dort sind Männer mittlerweile häufiger arbeitslos als Frauen.

Und diese Situation hat auch den Wert der einzelnen Schulabschlüsse verändert. Denn die wenigen Arbeitsplätze, die neu entstehen, verlangen oft hohe Qualifikationen. Gerade in Regionen, wo Ausbildungsplätze knapp sind, ziehen Arbeitgeber Lehrlinge mit mittlerer Reife oder gar Abitur den Hauptschülern vor. Vielfach gilt die Hauptschule als „Restschule“, welche die meisten ihrer Schüler chancenlos in den Arbeitsmarkt entlässt. Durch das Verschwinden einfacher, produktionsbezogener Arbeitsplätze liegt die Arbeitslosenquote bei Personen ohne Berufsabschluss in den alten Bundesländern mittlerweile bei 20, in den neuen Bundesländern gar bei 50 Prozent.

Junge Menschen mit schlechter Schulbildung (und das sind vor allem die Männer) haben also auf dem Arbeitsmarkt in Ost und West doppelt schlechte Karten. Christiane Dienel und Antje Gerloff, zwei Forscherinnen, die eine Abwanderungsstudie in Sachsen-Anhalt durchgeführt haben, vermuteten 2003 in besseren Schulnoten von jungen Frauen eine mögliche Ursache der selektiven Abwanderung.²⁸ Während auf lokaler Ebene Arbeitsplätze meist über persönliche Kontakte vergeben würden, zähle bei einer überregionalen Bewerbung zunächst die Schriftform. Auf diese Weise könnten junge Frauen ihre Zeugnisse besser für eine Bewerbung außerhalb der Region nutzen, wogegen auf lokaler Ebene bei der Vergabe von Ausbildungsplätzen eher Jungen bevorzugt würden.

Doch vielleicht ist es ja weniger eine Bevorzugung von Jungen bei der Ausbildungsplatzvergabe als vielmehr ihr Zurückbleiben im Schulsystem, die ihnen die Abwanderung schwerer macht als den Mädchen. Möglicherweise sind männliche Jugendliche an den ostdeutschen Schulen aus dem gleichen Rollendenken heraus benachteiligt, wie es die Frauen an westdeutschen Schulen lange waren. Wie früher wird davon ausgegangen, dass die jungen Männer Arbeitsplätze in Produktion und Handwerk finden, für die als typisch erachtete „männliche“ Eigenschaften wie körperliche Kraft oder handwerkliches Geschick auch ohne höhere Schulbildung ausreichen. Doch die wohlgeordnete Welt der Industriegesellschaft existiert nicht mehr. Die Schichtarbeiter von damals sind heute arbeitslos – während medizinische Assistentinnen, Hotelfachangestellte oder Verwaltungsfachwirte fast überall unterkommen.

5

SIND DIE JUNGEN MÄNNER IN DER BILDUNGSKRISE?

Dass Mädchen und junge Frauen ihre männlichen Altersgenossen in Sachen Bildung mittlerweile hinter sich lassen, ist kein ostdeutsches Phänomen, auch wenn es dort ausgeprägter zutage tritt. Bundesweit haben Frauen in Schulen und Ausbildung in den vergangenen Jahrzehnten enorme Fortschritte gemacht. Dafür gibt es viele Gründe: So hat sich die frühere Benachteiligung der Mädchen im Schulsystem heute aufgelöst. Jungen sind aber offenbar auch weniger leistungsbereit als Mädchen. Obendrein suchen junge Männer auch häufig eine Ausbildung in den „falschen“, nicht mehr zeitgemäßen Berufen, die einst von Männern dominiert waren, wie Produktion und Handwerk.

Noch 1960 waren in der alten Bundesrepublik lediglich 37 Prozent der Abiturienten weiblich – und der Grund dafür lag mit Sicherheit nicht in der geringeren Begabung von Mädchen. Junge Frauen hatten vielfach gar nicht die Möglichkeit, Bildungsabschlüsse zu erreichen, die ihrer Leistungsfähigkeit entsprachen, weil ihnen häufig eine Rolle als Hausfrau oder Hinzuverdienerin zugeordnet war. Dafür schien eine höhere Schulbildung überflüssig. Doch mittlerweile haben in Deutschland die Mädchen die Jungen bei der allgemeinen Schulbildung überflügelt. Deutschlandweit stellen die Mädchen heute 54 Prozent der Absolventen mit Hochschulreife – hingegen sind die Hauptschulabsolventen zu 56 Prozent männlich. Jene, die nicht einmal den Hauptschulabschluss schaffen, sind zu zwei Drittel männlich.

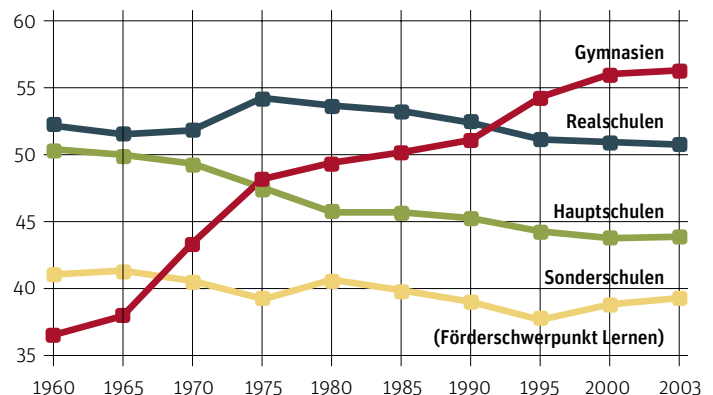
Die Auswirkung dieser unterschiedlichen Bildungsbeteiligung auf das Bildungsniveau der Geschlechter ist enorm: In den Schuljahren 1997/98 bis 2003/2004 haben 6,7 Millionen Schulabgänger das deutsche allgemeinbildende System verlassen. Unter jenen, die noch nicht einmal den Hauptschulabschluss erreicht haben (insgesamt 603.000) waren 168.000 mehr Männer als Frauen. Unter den Absolventen mit Hauptschulabschluss (1,65 Millionen) gab es 245.000 mehr Männer als Frauen. Hingegen schafften 196.000 mehr weibliche als männliche Schüler die Hochschulreife. Unterm Strich haben damit zwischen 1997 und 2004 etwa 700.000 junge Männer die Schulen mit einem geringwertigen Abschluss verlassen als ihre Mitschülerinnen.

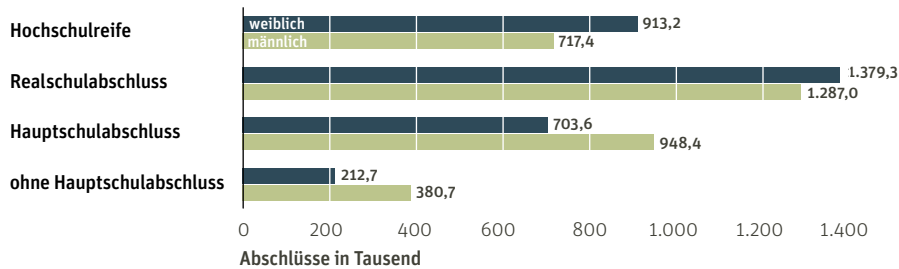
Diese Zahlen sind jedoch nicht allein ein Ergebnis des Schulsystems, vielmehr gibt es schon vor der Einschulung deutliche Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen: Unter den von der Einschulung zurückgestellten Schülern bilden Jungen mit 60 Prozent eine deutliche Mehrheit. Dafür sind Mädchen bei den vorgezogenen Einschulungen überrepräsentiert.²⁹ Jungen sind in der Schule häufiger verhaltensauffällig als Mädchen und müssen öfter eine Klasse wiederholen.³⁰ Die Ergebnisse der Pisa-Studien von 2000 und 2003 zeigen zudem, dass

Überflügelt

In Deutschland ist der Anteil weiblicher Schüler an Haupt- und Realschulen seit 1975 rückläufig. Ihr Anteil an Gymnasien hingegen steigt stetig an, so dass heute weit über 50 Prozent der Schüler, die den gymnasialen Bildungsweg einschlagen, weiblich sind.

Anteil weiblicher Schüler an den allgemein bildenden Schulen nach Niveau der Bildungsgänge (1960 bis 2003) (Datengrundlage: Statistisches Bundesamt)





Schulentlassene der Schuljahre 1997/98 bis 2003/04 nach Geschlecht und Art des Abschlusses
(Datengrundlage: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen)

Junge Männer legen zu – aber nur bei den niedrigen Schulabschlüssen

Im Verlauf der Schuljahre 1997/98 bis 2003/04 haben 6,7 Millionen Schulabgänger einen allgemeinbildenden Schulabschluss erworben. Davon verließen etwa 700.000 junge Männer die Schulen mit geringerwertigen Abschlüssen als ihre weiblichen Mitschülerinnen.

sich zwischen Jungen und Mädchen auch deutliche Leistungsunterschiede zeigen. So schneiden Mädchen in allen Bundesländern bei der Lesekompetenz deutlich besser ab als Jungen. Die internationale Grundschul-Lese-Studie „Iglu“ bescheinigt den Mädchen auch beim Schreiben einen Kompetenzvorsprung.

Erst langsam beginnt eine Diskussion um die Ursachen des Zurückbleibens der Jungen im Bildungssystem. Die Forschung dazu steht noch am Anfang. Hier einige wichtige Argumentationslinien:

5.1 Biologie: Sind Jungen anders?

Lange Zeit herrschte unter Soziologen und Psychologen die Meinung vor, dass biologisch bedingte Differenzen zwischen den Geschlechtern unwesentlich und unterschiedliches Verhalten von Mädchen und Jungen ausschließlich auf Erziehung und das soziale Umfeld zurückzuführen seien. Doch zahlreiche psychologische Studien der vergangenen zwanzig Jahre weisen in eine andere Richtung.³¹ Vergleichsuntersuchungen in Industrieländern, Entwicklungsländern und transkulturelle Feldbeobachtungen bei einigen noch existierenden Naturvölkern zeigen, dass Mädchen überall

unaggressive Rollenspiele bevorzugen, während bei Jungen wilde, motorisch aktive und körperbetonte Spiele dominieren. Bei Auseinandersetzungen neigen Mädchen mehr zu einem kommunikativen, kompromissbereiten und Konflikte abschwächenden Beziehungsstil. Jungen tendieren im Umgang mit Gleichaltrigen stark zu Dominanzstreben, zur Bildung von Hierarchien und körperlichen Auseinandersetzungen.

Vor allem Mediziner und Psychologen argumentieren, dass Jungen in der Schule deshalb schlechter abschneiden, weil sie sich (im Durchschnitt) weniger schulangepasst verhalten. Deshalb könnten sie weniger gut lernen und würden auch schlechter bewertet als Mädchen.³² Die Ursache dafür wird der geschlechterspezifischen Anatomie und Funktionsweise des Gehirns und der Wirkung des Geschlechtshormons Testosteron zugeschrieben. Testosteron fördere bei Jungen eine Orientierung auf Ergebnisse einer Handlung anstatt auf den Prozess, der zu diesem Ergebnis führt. Dadurch könnten Jungen sich beim Lernen weniger gut konzentrieren und neigten zu unüberlegten Handlungen, die zur Eskalation führen könnten.

Auch der physiologische Unterschied weiblicher und männlicher Gehirne führt zu erheblichen Differenzen in der Art und Weise, wie Frauen und Männer denken, lernen, kommunizieren oder miteinander konkurrieren. Studien bescheinigen Männern ein besseres räumliches Vorstellungsvermögen und eine größere Fähigkeit zum abstrakten Problemlösen. Frauen verfügen hingegen über bessere sprachliche und kommunikative Fähigkeiten.

Damit wären Mädchen tendenziell besser auf Erfolg in der Schule eingestellt, da dort Fähigkeiten besonders wichtig sind, die ihnen leichter fallen – Einfühlungsvermögen, Kooperation, Kommunikation, Konzentration. Klar ist allerdings auch: Die Varianz solcher Fähigkeiten innerhalb eines Geschlechts ist größer als die Differenz zwischen den Geschlechtern. Somit können in diesen Fähigkeiten begabte Jungen besser abschneiden als weniger begabte Mädchen – und umgekehrt. Dennoch dürften die Mittelwertdifferenzen zwischen den Geschlechtern zu den unterschiedlichen Schulerfolgen von Mädchen und Jungen beitragen: Besonders dann, wenn die Geschlechterunterschiede Fähigkeiten betreffen, die von Schule und Gesellschaft honoriert werden. Von einer biologischen „Vorbestimmtheit“ des Bildungserfolges kann deshalb nicht die Rede sein. Die interessantere Frage ist, warum sich solche Verhaltensunterschiede in der heutigen Gesellschaft unter bestimmten Bedingungen zum Nachteil von Jungen auswirken und ob sie durch geeignete Betreuung und Erziehung kompensiert werden können.

5.2 Medienverwahrlosung: Jungen schauen zu oft in die Röhre

Die meisten Studien zur Mediennutzung stellen fest, dass männliche Kinder und Jugendliche deutlich mehr fernsehen und Computer spielen als Mädchen. Der tägliche Fernsehkonsum liegt bei Jungen um etwa ein Drittel, der von Computerspielen um rund zwei Drittel über jenem der Mädchen.³³ Die besondere Faszination von Jungen für diese Art von Medien schreiben Psychologen wiederum der spezifischen Funktionsweise des männlichen Gehirns zu.³⁴

Von 1970 bis 1984, dem Jahr der Zulassung privater Fernsehsender, sahen die Deutschen relativ konstant durchschnittlich etwa 120 Minuten pro Tag fern. Seither hat sich dieser Wert fast verdoppelt – auf 220 Minuten. Ein großer Teil des Fernsehkonsums entfällt dabei auf Kinder und Jugendliche. Kinder entscheiden immer häufiger ohne Kontrolle ihrer Eltern, was und wie viel sie sehen. Eine aktuelle Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen an 23.000 Schülern vierter und neunter Klassen ergab, dass 36 Prozent aller befragten Kinder über einen eigenen Fernseher in ihrem Zimmer verfügen.³⁵ Diese Kinder sehen 50 Minuten mehr fern als ihre Altersgenossen ohne eigenes Gerät – nämlich zwei Stunden am Tag. Auch eine eigene Spielkonsole im Kinderzimmer führt zu Mehrkonsum.

Studien zeigen darüber hinaus eindeutig negative Effekte der heute üblichen Mediennutzung auf die kognitive Leistungsfähigkeit. Dabei geht es nicht nur um nicht jugend- oder kindgemäße Inhalte, sondern auch um nega-

tive Einflüsse auf die Hirnentwicklung von Kindern durch den „Erzieher Bildschirm“³⁶. Denn das kindliche Gehirn lernt durch Erfahrung und verändert sich dadurch auch physisch. Frühe Erfahrungen eines Kleinkindes sind dabei besonders prägend. In dieser Lebensphase ist das neuronale System noch besonders formbar, es werden also im Gehirn ähnlich einer „mental Landkarte“ Spuren angelegt, die spätere Wahrnehmungen strukturieren und so die Grundlage von Lernprozessen schaffen.

Eine gute „Basis-Landkarte“ des Gehirns kann aber nur entstehen, wenn das Kind die Welt ganzheitlich erlebt – durch Hören, Sehen, Riechen, Schmecken und Tasten. Der Bildschirm bietet lediglich eine zweidimensionale Darstellung ausschließlich akustischer und visueller Reize, die das kindliche Gehirn den ablaufenden Handlungen – die es real häufig noch nie erlebt hat – nicht zuordnen kann. Fernsehen und Videospiele erzeugen so bei kleinen Kindern eine primitive mentale Landkarte. Dies beeinträchtigt die Entwicklung der Strukturierungs- und Konzentrationsfähigkeit.

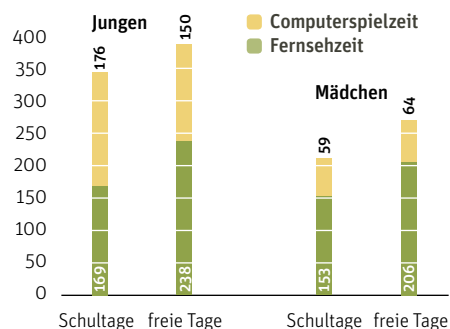
Die Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen belegt einen negativen Zusammenhang zwischen Schulleistungen und Medienkonsum.³⁷ „Vielseher“ mit mehr als vier Stunden täglichen Konsums hatten in allen drei untersuchten fachlichen Bereichen – Deutsch, Mathematik und Sachkunde – deutlich schlechtere Noten als Wenig- oder Normalseher. Gleiches traf auf „Vielspieler“ von Computerspielen zu. Besonders stark lassen die Schulleistungen nach, wenn sich Kinder und Jugendliche mit verbotenen, für das entsprechende Alter nicht freigegebenen Spielen beschäftigen. Begründet wird dies damit, dass emotional besonders aufwühlende Darstellungen (Horror- oder Gewaltszenen) zuvor, etwa tagsüber im Schulunterricht aufgenommene Inhalte überlagern und somit den Lerneffekt weitgehend aufheben.

Da vor allem Jungen zu übermäßigem Medienkonsum neigen und auch eine hohe Vorliebe für Gewaltinhalte haben, sehen Fachleute einen Zusammenhang mit wachsenden Leistungsdefiziten der männlichen Jugendlichen in der Schule. Besonders stark sind die Auswirkungen exzessiver Mediennutzung auf die Leistung in Deutsch – möglicherweise, weil die biologisch angelegten männlichen Defizite bei der Lese- und Sprachfähigkeit durch die soziale Isolation am Bildschirm noch verstärkt werden.

Alle genannten Auswirkungen des Medienkonsums treten sowohl in Familien mit hohem wie auch mit geringem Bildungsstand auf. Allerdings nehmen die tägliche Nutzungsdauer von Fernseher und Computer, der Anteil von Kindern, die ein eigenes Gerät besitzen und auch die Präferenz für gewalttätige Medieninhalte mit sinkendem Bildungsstand des Elternhauses deutlich zu. Man muss deshalb davon ausgehen, dass die Nachteile von Kindern aus bildungsfernen Elternhäusern gegenüber solchen mit höher gebildeten Eltern durch einen hohen Medienkonsum noch verstärkt werden.

Jungen vor dem Bildschirm

Beim Fernsehkonsum wie auch der Nutzung von Computerspielen liegen Jungen deutlich vor ihren weiblichen Schulkameraden. Dies ist eine mögliche Ursache dafür, dass männliche Jugendliche in der Schule schlechter abschneiden als Mädchen.



Durchschnittliche tägliche Nutzung von Fernsehern und Computerspielen bei Schülern in Minuten (Datengrundlage: Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen, Schülerbefragung 2003)

5.3 Erziehung: Männliche Vorbilder sind Mangelware

Viele Pädagogen sind der Ansicht, dass männliche Rollenvorbilder beim Aufwachen von Jungen eine große Bedeutung für deren Sozialisation haben.³⁸ Väter, aber auch Lehrer und Erzieher sollten den Jungen eine Form von Männlichkeit vorleben, die ihnen als Orientierung für ihre eigene Entwicklung dienen, die Grenzen setzen und auch Reibungsflächen bieten kann. In der Wirklichkeit wachsen allerdings immer mehr Jungen ohne männliche Vorbilder auf. Im Jahr 2005 gab es in Deutschland 2,6 Millionen alleinerziehende Elternteile. Davon waren 2,2 Millionen (87 Prozent) alleinerziehende Mütter. Der Anteil Alleinerziehender steigt seit Jahren – allein zwischen 1996 und 2004 von 17 auf 20 Prozent aller Eltern-Kind-Gemeinschaften. Besonders stark war die Zunahme in den neuen Bundesländern, nämlich um sieben Prozentpunkte. Dadurch wachsen bundesweit etwa 2 Millionen minderjährige Kinder bei einem alleinerziehenden Elternteil auf.³⁹ Fast einer Millionen Jungen fehlt dabei der Vater als Rollenvorbild.

Kommen diese Jungen in den Kindergarten und später in die Grundschule, treffen sie auch dort äußerst selten auf einen Mann. Seit Jahrzehnten nimmt der Anteil weiblichen Lehrpersonals zu. Bildungsforscher sprechen von einer „Feminisierung des Bildungswesens“.⁴⁰ Besonders stark ist die weibliche Dominanz in den Grundschulen – also dort, wo die Kinder sich die grundlegenden Lernkompetenzen aneignen und richtungsweisen-

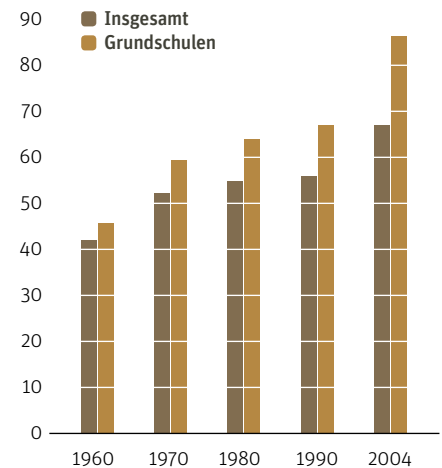
de Schulempfehlungen für ihren weiteren Bildungsweg erhalten. Waren im Jahr 1960 lediglich 46 Prozent der Grundschullehrer weiblich, lag der Anteil 1990 bereits bei 67 Prozent.⁴¹ In den neuen Bundesländern ist der Lehrerberuf besonders stark weiblich dominiert. Gegenwärtig sind in ganz Deutschland 86 Prozent aller Grundschullehrer weiblich.⁴²

Die Sorge von Pädagogen ist, dass Frauen dem typischen Verhalten von Jungen häufig mit Unverständnis oder Hilflosigkeit gegenüber treten, weil ihnen solches Verhalten aus ihrer eigenen weiblichen Sozialisation wenig vertraut ist. Ebenso fällt es Müttern schwer, sich auf „jungentypische“ Spiele oder Beschäftigungen einzulassen, weil diese oft den eigenen Interessen oder Erfahrungen widersprechen. Versuchen Mütter oder Erzieherinnen jedoch, von den Jungen ein angepassteres, eher weibliches Verhalten einzufordern, stoßen sie auf Ignoranz oder Abwehr. Die Dominanz von Frauen unter den erwachsenen Bezugspersonen von Jungen könnte deshalb dazu führen, dass sich Jungen ganz bewusst von Frauen abgrenzen.⁴³ Angesichts der überproportional hohen Zahl alleinerziehender Mütter und Lehrerinnen in den neuen Bundesländern müsste dieses Phänomen dort besonders ausgeprägt sein.

Gerade an Grundschulen, so die Befürchtung, werde der Unterricht häufig in einem „weiblichen“ Stil geführt. Dieser werde Jungen vielfach nicht gerecht. Mädchen würden vom meist weiblichen Personal als angepasster und kooperativer wahrgenommen. Die Befürchtung, Jungen erhielten deshalb auch schlechtere Noten – und damit letztlich auch minderwertigere Empfehlungen für weiterführende Schulen, scheint berechtigt: Studien haben ergeben, dass die Benotung in der Grundschule mehr auf Betragen und weniger auf intellektueller Leistung der Schülerin oder des Schülers beruht.⁴⁴

Männliche Lehrer werden rar

Der Anteil weiblicher Lehrer im Bildungssystem hat sich seit dem Jahr 1960 kontinuierlich erhöht. Besonders stark ist der Anteil weiblicher Grundschullehrer gestiegen – teilweise bedingt durch die Wiedervereinigung, da in den neuen Ländern der Anteil weiblicher Lehrkräfte noch höher als im Westen liegt. Deutschlandweit sind momentan 86 Prozent aller Grundschullehrer weiblich.



Anteil von Lehrerinnen am Lehrpersonal an allgemeinbildenden Schulen in Deutschland in Prozent (1960 bis 2004); bis 1990 nur alte Bundesrepublik (Datengrundlage: Cornelißen 2005, S. 47)

6

WARUM GEHEN DIE FRAUEN – UND WARUM BLEIBEN DIE MÄNNER?

6.1 Hypothesen zur selektiven Abwanderung

Zu der Frage, warum unter den problematischen Wirtschaftsbedingungen in den peripheren Regionen der neuen Bundesländer deutlich mehr junge Frauen als Männer von dort abwandern, existieren verschiedene Vermutungen. Auch in den Gesprächen mit den Betroffenen (Kapitel 3) kamen unterschiedliche Meinungen darüber zutage, warum die jungen Menschen ihre Heimat verlassen. Diese Erklärungen sind häufig widersprüchlich.

Um herauszufinden, welche Gründe bei der geschlechterspezifischen Abwanderung eine Rolle spielen, haben wir verschiedene Hypothesen auf ihre Plausibilität geprüft. Dazu haben wir mittels Daten aus der amtlichen Statistik Zusammenhänge zwischen der regionalen sozialen und ökonomischen Situation und dem unausgewogenen Geschlechterverhältnis ermittelt – und zwar deutsch-

landweit auf Ebene der Landkreise und der kreisfreien Städte. Die Analyse konzentriert sich auf die Frauen und Männer im Alter von 18 bis 29 Jahren. Dies ist das Alter, in dem das Geschlechterungleichgewicht durch die Abwanderung entsteht. (Zur Methodik der statistischen Analyse siehe Anhang auf Seite 78.) Ob die Hypothesen zutreffen oder nicht, ist auf Seite 59 zu lesen.

Betrachtet wurden folgende Hypothesen zu möglichen Ursachen der selektiven Abwanderung:

1 Überproportionale Arbeitslosigkeit von jungen Frauen führt zu verstärkter weiblicher Abwanderung.

2 Frauen suchen ebenso häufig eine Beschäftigung wie Männer. Finden sie diese vor Ort seltener als Männer, wandern sie tendenziell ab.

3 Ein Mangel an Ausbildungsplätzen beziehungsweise die Bevorzugung von jungen Männern bei der Besetzung der Lehrstellen treibt Frauen überproportional in die Abwanderung.

Hypothese Nr. 1:

Überproportionale Arbeitslosigkeit junger Frauen verstärkt deren Abwanderung

Es ist davon auszugehen, dass die Arbeitslosigkeit junger Menschen einen großen Einfluss auf deren Wanderungsentscheidung ausübt. Eine einfache Korrelationsrechnung zwischen der jährlichen Wanderungssaldorate⁴⁵ der 18- bis 29-Jährigen und der Jugendarbeitslosenquote⁴⁶ für sämtliche Landkreise und kreisfreien Städte Deutschlands bestätigt diese Vermutung sehr deutlich: Je höher

die Jugendarbeitslosigkeit eines Kreises, desto eher wandern die jungen Menschen beider Geschlechter ab. Der Zusammenhang ist höher als jener mit der allgemeinen Arbeitslosenquote – die Jugendarbeitslosigkeit beeinflusst also offenbar die Wanderungsentscheidungen Jüngerer deutlicher als die allgemeine Arbeitslosenquote.

Da aber die jungen Frauen in größerer Zahl abwandern als ihre männlichen Geschlechtsgenossen, müssten sie, diesem Zusammenhang folgend, auch stärker von der Jugendarbeitslosigkeit betroffen sein. Tatsächlich lag die Arbeitslosenquote der Frauen (alle Altersgruppen zusammengefasst) in den neuen Bundesländern Anfang der 1990er Jahre deutlich über jener der Männer. Gleichzeitig lag die weibliche Erwerbsquote, also

der Anteil der berufstätigen Frauen, um fast 20 Prozentpunkte über der im Westen Deutschlands – Frauen gingen im Osten somit deutlich häufiger einer Berufstätigkeit nach. Der arbeitslosigkeitsbedingte Wanderungsdruck auf Frauen war in jener Zeit ganz klar höher als auf Männer.

Diese Verhältnisse haben sich mittlerweile grundlegend geändert – vor allem in den jungen Altersgruppen: Bereits 1998 lag die Arbeitslosenquote der unter 25-jährigen Frauen in fast allen Kreisen Deutschlands unter jener der Männer – im Jahr 2004 galt dies deutschlandweit. Ursache ist das Verschwinden von Jobs in klassisch männerdominierten Branchen – im Bergbau, in der Produktion und auf dem Bau. Besonders dramatisch hat sich die Bauwirtschaft in den neuen Ländern

	Deutschland insgesamt (439 Kreise)		Neue Bundesländer (113 Kreise)	
	Jährliche Wanderungssaldorate Frauen 18 bis 29 Jahre	Jährliche Wanderungssaldorate Männer 18 bis 29 Jahre	Jährliche Wanderungssaldorate Frauen 18 bis 29 Jahre	Jährliche Wanderungssaldorate Männer 18 bis 29 Jahre
Jugendarbeitslosenquote Frauen (2004)	- 0,65		- 0,49	
Jugendarbeitslosenquote Männer (2004)		- 0,49		- 0,39
Arbeitslosenquote gesamt (2004)	- 0,48	- 0,33	- 0,29	- 0,28

Ein Mangel an Arbeitsplätzen in Bereichen, in denen tendenziell mehr Frauen arbeiten, führt zu überproportionaler Abwanderung von Frauen. Neu entstehende Arbeitsplätze kommen vor allem Männern zugute, da sie in Branchen geschaffen werden, in denen Männer bessere Chancen haben.

Die im Durchschnitt besseren Schul- und Bildungsabschlüsse von jungen Frauen machen es diesen leichter, andernorts einen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz zu finden. Ein Frauenmangel müsste demnach dort besonders hoch sein, wo die Bildungsunterschiede zwischen Männern und Frauen besonders deutlich werden.

Arbeitslosigkeit schürt Abwanderung

Führt der Mangel an Arbeit zur Abwanderung junger Menschen? Die negativen Korrelationskoeffizienten zeigen: Je höher die Jugendarbeitslosigkeit, umso höher die Abwanderung aus einem Kreis. Derselbe Zusammenhang besteht auch mit der allgemeinen Arbeitslosenquote – er ist allerdings nicht so deutlich.

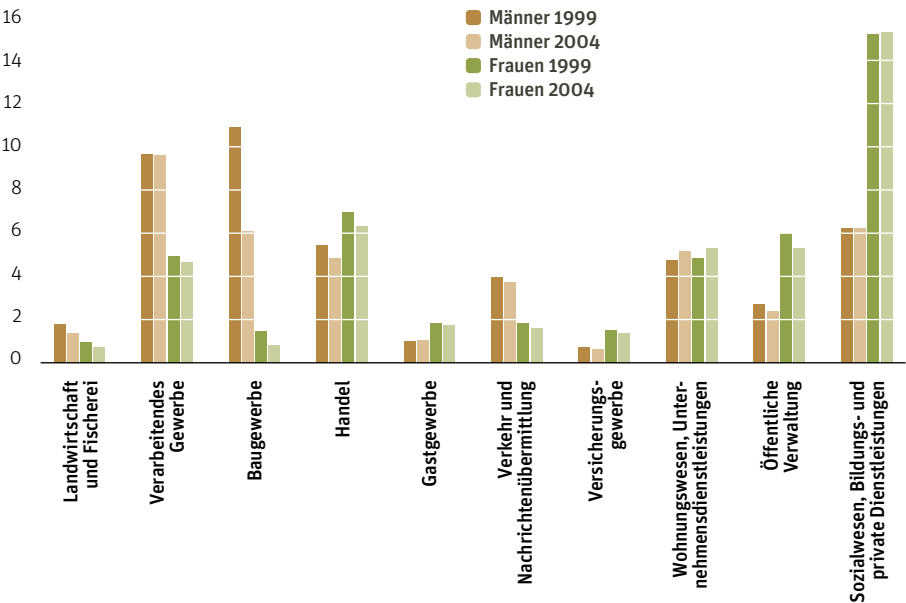
Zusammenhang zwischen Jugendarbeitslosigkeit und Wanderungen (2002 bis 2004) auf der Ebene von Landkreisen und kreisfreien Städten (Korrelationskoeffizient)
(Datengrundlage: Statistisches Bundesamt, Bundesagentur für Arbeit, eigene Berechnungen)

Zur Methodik der statistischen Analyse siehe Anhang auf Seite 78

Stellenabbau vor allem in Männerdomänen

Noch zwischen 1999 und 2004 gab es in den neuen Bundesländern einen starken Rückgang bei den sozialversicherungspflichtig Beschäftigten. Vor allem das Baugewerbe, eine Branche, in der hauptsächlich Männer beschäftigt sind, hatte mit deutlichen Verlusten zu kämpfen.

Sozialversicherungspflichtig Beschäftigte in den neuen Bundesländern 1999 und 2004 nach Geschlecht und Wirtschaftsbranche (Datengrundlage: Statistisches Bundesamt)



entwickelt – dort gingen seit 1996 fast die Hälfte aller Arbeitsplätze, meist von Männern, verloren. Gewachsen ist die Beschäftigung nur im privaten oder unternehmensbezogenen Dienstleistungsbereich. In dieser Branche arbeiten vorwiegend Frauen. Diese Entwicklung gab es auch im Westen Deutschlands – nur nicht so ausgeprägt.

Doch obwohl überall in den neuen Bundesländern junge Männer häufiger arbeitslos sind als junge Frauen, wandern seit Jahren mehr Frauen als Männer ab. Sie verhindern dadurch, dass überhaupt eine hohe Arbeitslosigkeit unter Frauen entsteht. Eine höhere Arbeitslosenquote von jungen Frauen scheidet damit als Ursache ihrer überproportionalen Abwanderung aus. Angesichts des angespannten Arbeitsmarktes müssten sich eigentlich die jungen Männer verstärkt auf Wanderung begeben.

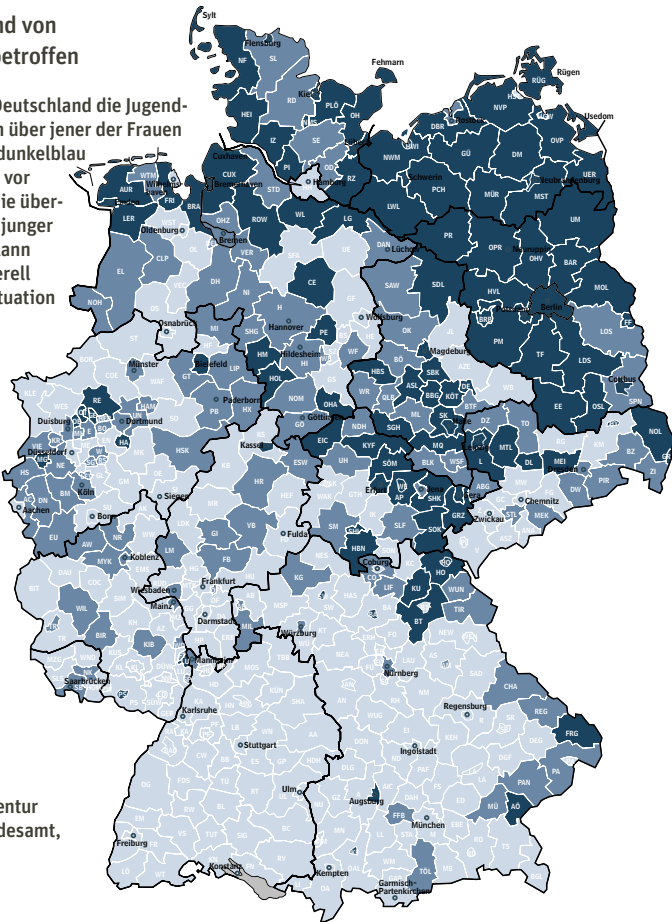
Vor allem die Männer sind von Jugendarbeitslosigkeit betroffen

Im Jahr 2004 lag überall in Deutschland die Jugendarbeitslosigkeit von Männern über jener der Frauen – besonders deutlich in den dunkelblau gefärbten Regionen, die sich vor allem im Osten ausbreiten. Die überproportionale Abwanderung junger Frauen aus Ostdeutschland kann daher nicht mit der dort generell schlechteren Arbeitsmarktsituation begründet werden.

Differenz der Jugendarbeitslosenquoten; Frauen minus Männer 2004

- unter – 4
- 4 bis unter – 3
- 3 und mehr

(Datengrundlage: Bundesagentur für Arbeit, Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen)



Hypothese Nr. 2:

Unterbeschäftigung von Frauen fördert deren Abwanderung

Um diese Annahme zu überprüfen, haben wir untersucht, ob die Beschäftigtenquote³ junger Frauen in den neuen Bundesländern deutlich niedriger ist als die junger Männer. Wenn dem so wäre, könnte dies darauf hindeuten, dass dort generell Arbeitsmöglichkeiten für Frauen fehlen. Unter der Annahme, dass die Erwerbsneigung von Frauen und Männern gleich hoch ist, wäre es dann nachvollziehbar, dass Frauen sich eher auf den Weg gen Westen machen.

Auf Länderebene betrachtet sind junge Frauen im Osten in etwa genauso häufig beschäftigt wie Männer – tendenziell sogar häufiger als in den alten Bundesländern. Auf Kreisebene wird dieses Bild noch deutlicher: Von deutschlandweit rund 80 Kreisen, in denen junge Frauen häufiger beschäftigt sind als gleichaltrige Männer, findet sich mehr als ein Drittel in den neuen Bundesländern. Darunter sind besonders strukturschwache Kreise wie der vorpommersche Uecker-Randow-Kreis oder die Stadt

Mehr Beschäftigungsgerechtigkeit im Osten

Die Beschäftigtenquoten von Frauen und Männern unter 30 Jahre unterscheiden sich in den neuen Bundesländern nur marginal. Die Differenz ist dort kleiner als in den meisten westdeutschen Ländern. In Mecklenburg-Vorpommern sind sogar mehr junge Frauen als junge Männer beschäftigt. Ursache dafür dürfte die Tourismusbranche sein, in der generell mehr Frauen Arbeit finden.

Beschäftigtenquote der unter 30-jährigen Frauen und Männer nach Bundesländern in Prozent (Mittel 2001 bis 2003) (Datengrundlage: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen)

■ Frauen
■ Männer
■ Differenz
Frauen – Männer

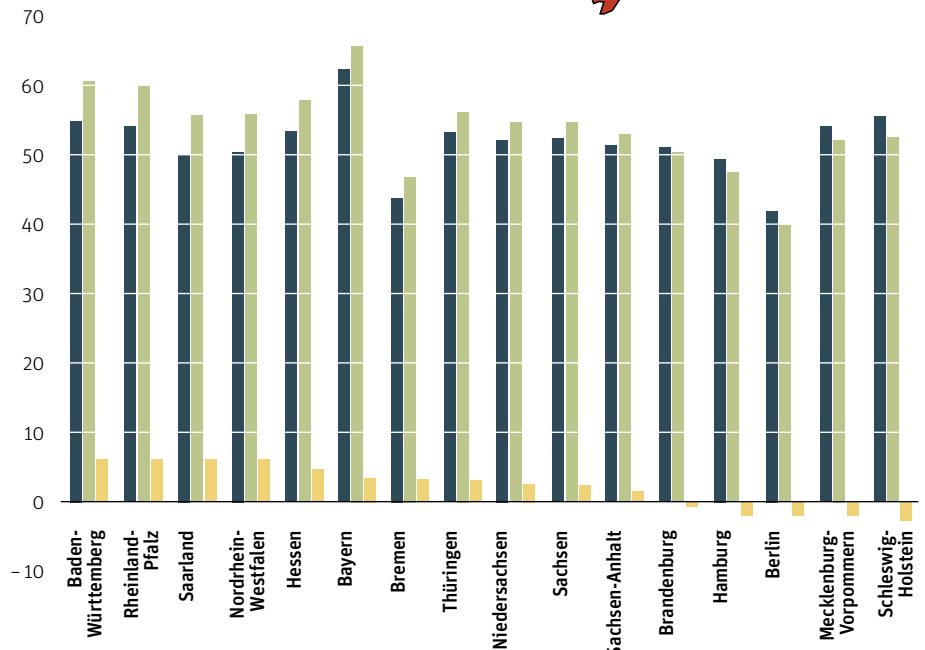
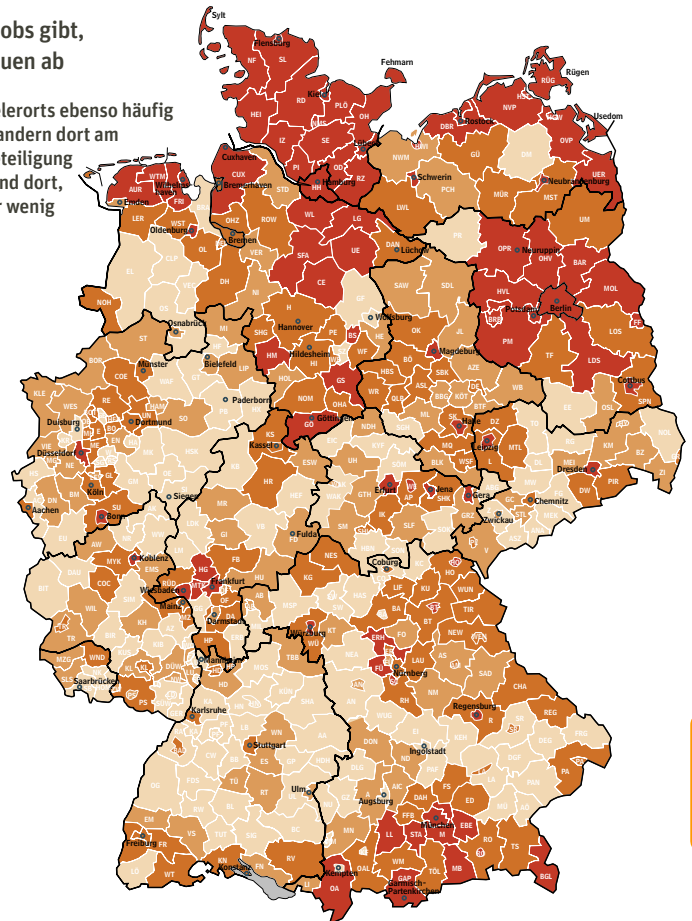
Wo es besonders wenige Jobs gibt, wandern vor allem die Frauen ab

Junge Frauen sind im Osten vielerorts ebenso häufig beschäftigt wie Männer. Sie wandern dort am ehesten ab, wo ihre Erwerbsbeteiligung unter der von Männern liegt. Und dort, wo für beide Geschlechter sehr wenig Arbeit zu finden ist.

Differenz der Beschäftigtenquoten unter 30-Jähriger; Frauen minus Männer 2002 bis 2004

■ unter – 4
■ – 4 bis unter – 2,5
■ – 2,5 bis unter 0
■ 0 und mehr

(Datengrundlage: Statistisches Bundesamt)



Korrelation zwischen der Differenz der jährlichen Wanderungssaldoraten (Frauen minus Männer) und verschiedenen Arbeitsmarktparametern; neue Bundesländer (113 Kreise) (Datengrundlage: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen)

	Differenz Wanderungssaldo Frauen minus Männer (2002 bis 2004)	Differenz der Beschäftigtenquoten (der unter 30-jährigen) Frauen minus Männer (2002 bis 2004)	Differenz der Jugendarbeitslosenquoten Frauen minus Männer (2004)
Differenz Wanderungssaldo Frauen minus Männer (2002 bis 2004)		0,47	- 0,24
Zahlenmäßiges Geschlechterverhältnis 2004 (Frauen je 100 Männer, 18 bis 29 Jahre)	0,78	0,59	- 0,23

Wo Männern Jobs fehlen, gehen die Frauen

Frauen wandern dort überproportional ab, wo eine gegenüber den Männern geringere Beschäftigtenquote auf zu wenig Jobs für Frauen hindeutet.

Neubrandenburg. Angesichts der wirtschaftlichen Lage in diesen Regionen ist das auch verständlich: Als relativ krisenfest erweisen sich dort eher weibliche Berufe – wie Verkäuferinnen, Pflegerinnen und Lehrerinnen.

Allerdings kann man davon ausgehen, dass die gewünschte Erwerbsbeteiligung ostdeutscher Frauen höher ist als in den alten Bundesländern. Denn Frauen waren in der früheren DDR fast ebenso häufig berufstätig wie Männer. „Versorger-Ehen“ nach dem klassischen Modell „Mann bei der Arbeit – Frau am Herd“ gab es kaum. Diese höhere Erwerbsneigung hat sich auch nach der Wiedervereinigung erhalten.

Auf Kreisebene zeigt sich nämlich, dass in den neuen Bundesländern Frauen vor allem dort überproportional abwandern, wo ihre Erwerbsquote geringer ist als die der Männer. Es gibt allerdings auch Kreise, in denen die Beschäftigungsquote von Frauen über derjenigen der Männer liegt und dennoch eine überproportionale Frauenabwanderung aufweisen, etwa im vorpommerschen Uecker-Randow. Dies sind Kreise, in denen es generell sehr wenig Beschäftigung gibt. Mit anderen Worten: Wo Männer keine Jobs finden, gehen die Frauen noch häufiger weg – viele von ihnen möglicherweise mit jenem Teil der Männer, die motiviert genug sind, sich anderswo Arbeit zu suchen.

Hypothese Nr. 3:

Geringere Chancen auf Ausbildungsplätze für junge Frauen verursachen Abwanderung

Auch Schwierigkeiten, eine Lehrstelle zu finden, könnten ein Grund dafür sein, dass Frauen stärker als Männer abwandern. Tatsächlich bleiben junge Frauen in den neuen Bundesländern häufiger ohne Ausbildungsplatz als junge Männer. In drei Vierteln aller ostdeutschen Kreise liegen die Vermittlungsquoten⁴⁸ von Frauen unter denen der Männer.⁴⁹ Dies ist auch in der überwiegenden Mehrzahl der westdeutschen Kreise der Fall – im Osten sind die Abstände der Frauen zu den Männern jedoch größer.

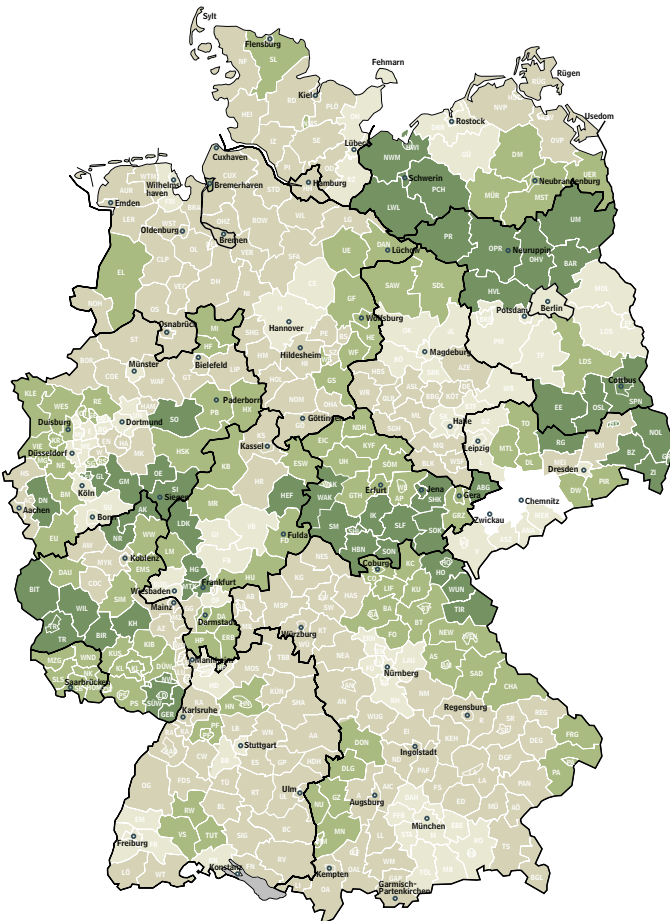
Vergleicht man die Bundesländer, so fällt auf, dass im Osten weniger Frauen als Männer überhaupt eine Lehrstelle suchen: Während 2002 bis 2004 in Bayern, Hessen oder Schleswig-Holstein 43 Prozent aller Ausbildungsinteressenten weiblich waren, lag dieser Wert in Thüringen oder Sachsen nur bei 39 Prozent. Dafür gibt es zwei mögliche Erklärungen: Entweder suchen Frauen gar nicht erst nach einer Lehrstelle in den neuen Bundesländern, sondern wandern gleich ab, oder aber sie strömen verstärkt in Fachschulausbildungen und an die Universitäten. Ein Mangel an Ausbildungsplätzen für junge Frauen in den neuen Bundesländern dürfte also kaum der alleinige Grund für deren überproportionale Abwanderung sein. Offenbar haben viele junge Frauen bessere Alternativen als die vergebliche Suche nach einer Lehrstelle.

Junge Frauen in den neuen Bundesländern drängen in höhere Bildungsgänge als ihre männlichen Altersgenossen

Frauen finden in vielen Kreisen der neuen Bundesländer (dunkelgrün eingefärbt) schwieriger einen Ausbildungsplatz in einem für sie interessanten Beruf als Männer. Besonders benachteiligt sind Frauen in den Randbereichen Brandenburgs, im südlichen Thüringen, in West-Mecklenburg-Vorpommern und in Ostsachsen.

Differenz der Vermittlungsquoten in Berufsausbildungen (Frauen-Männer), 2002 bis 2004
(Datengrundlage: Bundesagentur für Arbeit, eigene Berechnungen)

- unter - 3
- 3 bis unter - 1
- 1 bis unter 0
- 0 und mehr
- keine Angabe

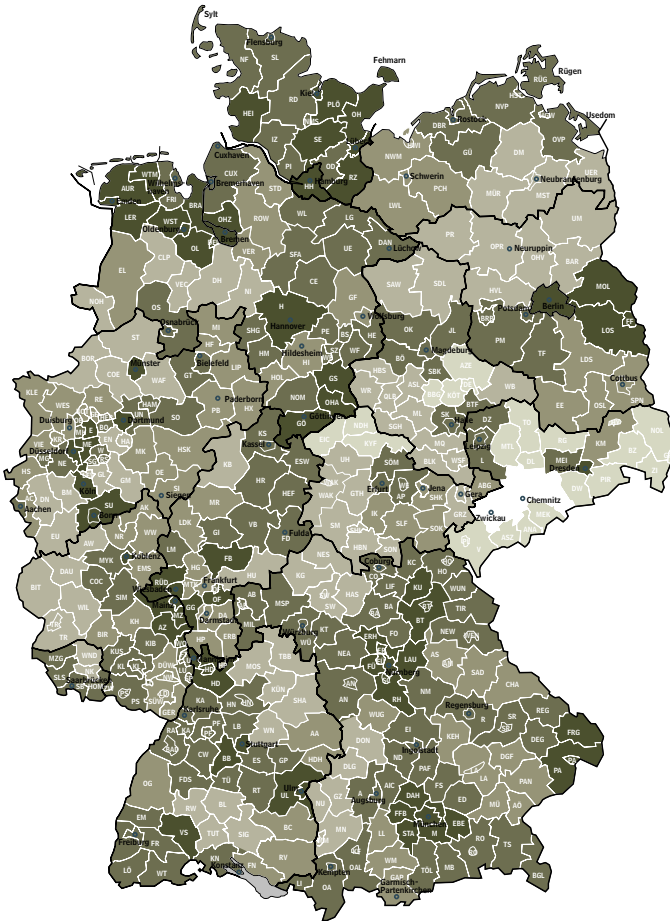


Frauen erlernen im Osten seltener einen Lehrberuf

Generell suchen junge Frauen in den neuen Bundesländern seltener eine Lehrstelle als ihre männlichen Altersgenossen. Möglicherweise bewerben sich viele Frauen erst gar nicht um einen Ausbildungsplatz, weil sie glauben, in diesen Berufen später wenig erfolgreich zu sein. Dank ihrer generell besseren Schulbildung können sie eher als Männer abwandern und/oder auf höhere Ausbildungswege an Fach- oder Hochschulen ausweichen.

Frauenanteil an der Gesamtnachfrage nach Berufsausbildungsplätzen 2002 bis 2004 in Prozent
(Datengrundlage: Bundesagentur für Arbeit, eigene Berechnungen)

- unter 38
- 38 bis unter 40
- 40 bis unter 42
- 42 bis unter 44
- 44 und mehr
- keine Angabe



Hypothese Nr. 4:

Der Mangel an frauentypischen Jobs treibt diese zur Abwanderung

Die geringe Ausbildungsquote von Frauen in den neuen Bundesländern könnte auch darauf hindeuten, dass jene Berufe, die für Frauen besonders attraktiv sind, vielerorts kaum existieren. Eine Korrelationsanalyse zeigt, dass jene ostdeutschen Kreise eine überproportionale Abwanderung von Frauen verzeichnen, in denen die Land- und Forstwirtschaft, das produzierende Gewerbe und das Baugewerbe einen großen Anteil an den Erwerbstätigen stellen – Branchen, in denen die Männer dominieren. Hingegen herrscht dort, wo die Branchen Finanzierung, Vermietung und Unternehmensdienstleistung sowie öffentliche und private Dienstleistungen stark vertreten sind, ein eher ausgeglichener Wanderungssaldo.

Wo es an frauentypischen Jobs fehlt, wandern junge Frauen somit verstärkt ab. Dafür profitieren sie mehr von einem Arbeitsplatzzuwachs in jenen Branchen, die auch in Zukunft gute Beschäftigungsmöglichkeiten versprechen. Ein Arbeitsplatzabbau in den typischen Männerdomänen, etwa dem Baugewerbe, führt indes nicht zu einer entsprechend starken Männerwanderung. Der Strukturwandel kommt daher eher den jungen Frauen zugute, die obendrein flexibler auf die Veränderungen reagieren.

Bei einem Blick auf die alten Bundesländer zeigt sich, dass dies ein generelles Muster ist: Auch dort führt eine regional ungünstige Branchenstruktur eher zu einer Abwanderung junger Frauen. Der Effekt ist allerdings deutlich schwächer als in den neuen Bundesländern.

Hypothese Nr. 5:

Die bessere Bildung von Frauen erhöht die Bereitschaft zur Abwanderung

Frauen haben offenbar eine wesentlich höhere Motivation, außerhalb ihrer Heimat nach Arbeit zu suchen. Es ist zu vermuten, dass sich diese Motivation unter anderem aus einer höheren Bildung ableitet. Nun gibt es keine Möglichkeit, die Qualität der Schulnoten nach Geschlecht auszuwerten, weil solche Daten außerhalb kleiner Stichproben nicht flächendeckend existieren. Anhand der Bildungsbeteiligung in den drei Schullaufbahnen – Hauptschule, Realschule und Gymnasium – lässt sich allerdings beurteilen, wie gut Frauen und Männer abschneiden.

Wo Männerbranchen dominieren, wandern Frauen ab

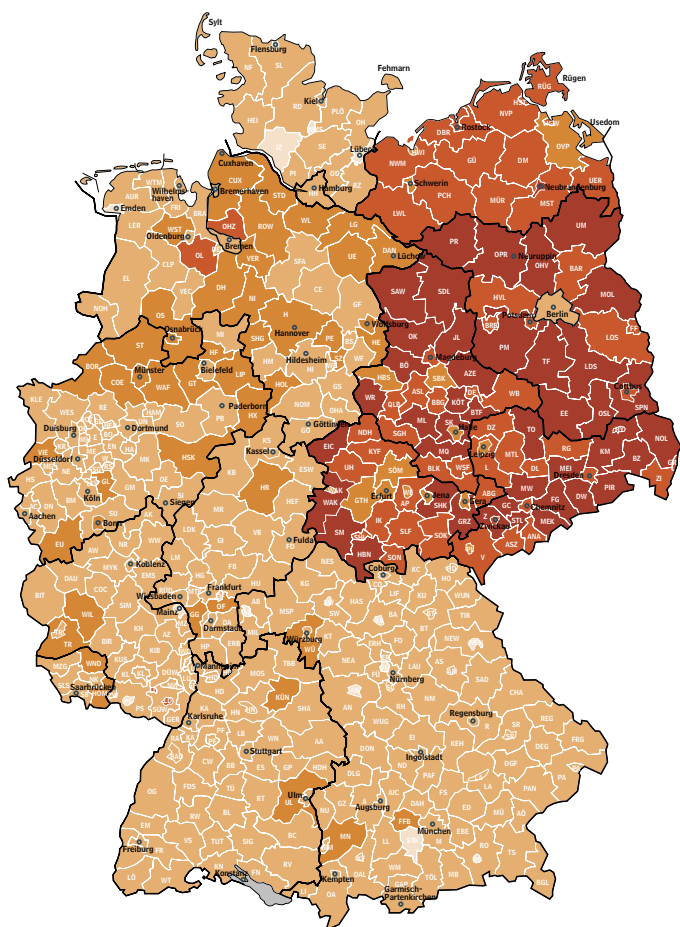
Hohe Beschäftigungsanteile in klassischen Männerdomänen tragen zu überproportionaler Abwanderung von Frauen bei.

Korrelation zwischen der überproportionalen Abwanderung von Frauen und dem lokalen Beschäftigungsanteil einzelner Branchen (2004) in den neuen Bundesländern (113 Kreise) (Datengrundlage: Erwerbstätigenrechnung des Bundes und der Länder, eigene Berechnungen)

	Land- und Forstwirtschaft	produzierendes Gewerbe	Baugewerbe	Handel und Gastgewerbe	Finanzierung, Vermietung, Unternehmensdienstleistung	öffentliche und private Dienstleistungen
Frauen je 100 Männer (18 bis 29 Jahre) (2004)	– 0,38	– 0,22	– 0,36	0,00	0,47	0,24
Differenz Wanderungssaldo Frauen minus Männer (2002 bis 2004)	– 0,19	– 0,21	– 0,23	0,11	0,32	0,13

Die einstige Bildungsbenachteiligung junger Frauen hatte sich in der ehemaligen DDR bereits in den 1980er Jahren aufgelöst. Schon 1988 stellten sie einen Anteil von knapp 57 Prozent an den Abiturienten – allerdings kamen damals nur wenige Schüler zur Hochschulreife. Eine Trennung in Haupt- und Realschule gab es in der DDR nicht. Interessant ist deshalb, wie sich die Verteilung von weiblichen und männlichen Jugendlichen auf die Bildungsabschlüsse mit der Einführung des dreigliedrigen Schulsystems nach der Wiedervereinigung entwickelt hat: Die Mädchen schlugen fortan besonders häufig den gymnasialen Weg ein, während das Bildungsniveau bei den Jungen weit hinter dem der Mädchen zurückblieb. Mitte der 1990er Jahre waren in allen ostdeutschen Bundesländern über 60 Prozent der Schulabgänger mit Hochschulreife weiblich. Bei den Hauptschulabsolventen – dieser Schulabschluss blieb in den neuen Bundesländern insgesamt seltener als in den alten – lag der Frauenanteil lediglich zwischen 35 und 39 Prozent. Mehr als doppelt so viele Jungen wie Mädchen schafften nicht einmal einen Hauptschulabschluss.⁵⁰

Tendenziell erreichen auch im Westen Deutschlands Frauen bessere Schulabschlüsse als Männer, allerdings ist die Diskrepanz im Osten weit größer. Wir haben deshalb überprüft, ob die überproportionale Abwanderung junger Frauen und das Verbleiben junger Männer in Ostdeutschland hauptsächlich im enormen Bildungsgefälle zwischen den Geschlechtern zu suchen ist. Frauen hätten demnach kraft ihrer Bildung bessere Chancen und eine höhere Motivation. Sie wären schlicht und einfach besser vorbereitet auf eine moderne Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft.



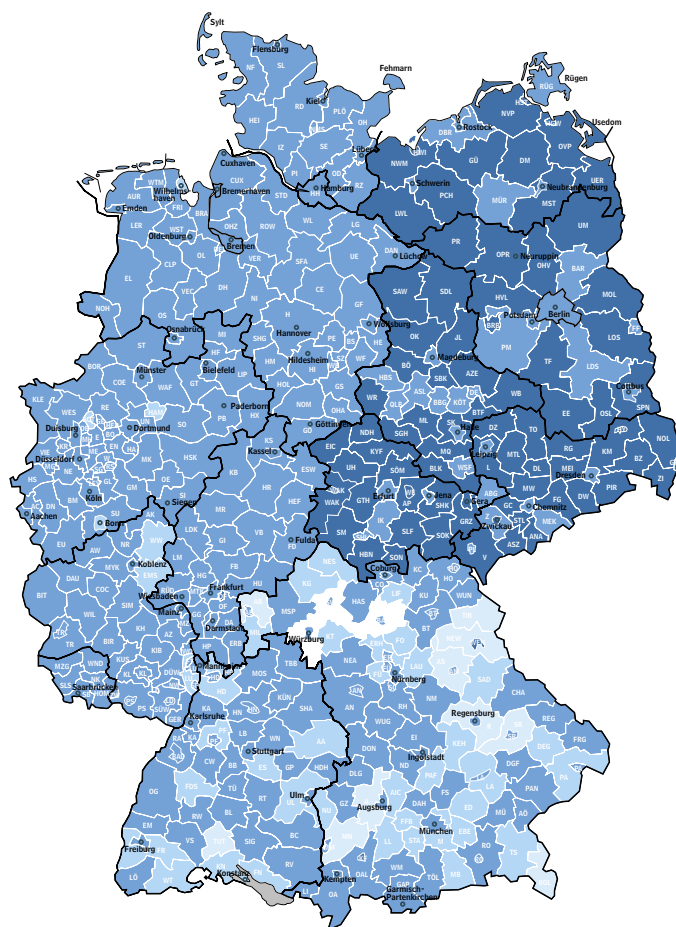
Jungen erreichen häufiger nur einen Hauptschulabschluss – vor allem im Osten

In den neuen Bundesländern ist der Frauenanteil unter den Schulabgängern mit höchstens Hauptschulabschluss (inklusive Personen ohne Abschluss) deutlich geringer als in den alten Bundesländern. Im Gesamtzeitraum der Jahre 1995 bis 2003 bestand diese Gruppe zu einem Drittel aus Mädchen und zwei Dritteln aus Jungen. Im Osten Deutschlands ist das Bildungsgefälle zwischen Mädchen und Jungen in dieser Schulform besonders hoch. Schlusslicht ist der brandenburgische Landkreis Elbe-Elster, wo im genannten Zeitraum fast 70 Prozent der Geringgebildeten männlich waren.

Anteil Frauen an allen Schulabgängern mit höchstens Hauptschulabschluss (1995 bis 2004)

- unter 35
- 35 bis unter 38
- 38 bis unter 40
- 40 bis unter 45
- 45 und mehr

(Datengrundlage: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen)



Mädchen machen im Osten sehr viel häufiger Abitur als Jungen

Umgekehrt verhält es sich bei den Abiturienten: Hier dominieren in den neuen Bundesländern deutlich die jungen Frauen. Beide Phänomene tragen zu der überproportionalen Frauenabwanderung bei. Während die Jungen mit Hauptschulabschluss Probleme haben, eine Ausbildungsstelle oder einen Job zu bekommen, fällt es den gut qualifizierten Frauen leicht, einen Studienplatz in einer Stadt und später eine Beschäftigung im Westen zu finden.

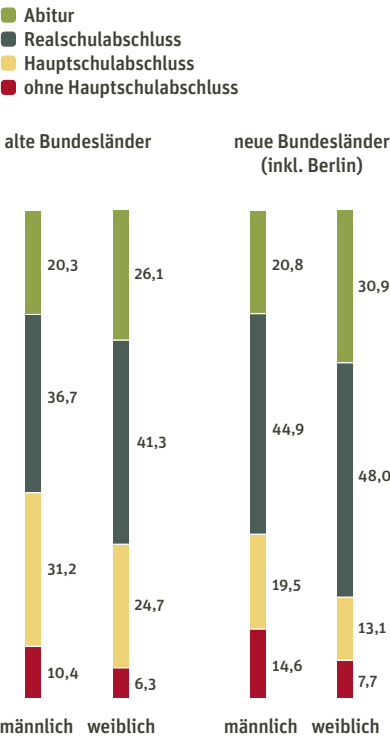
Anteil Frauen an allen Schulabgängern mit Hochschulreife (1995 bis 2004)

- unter 48
- 48 bis unter 52
- 52 bis unter 60
- 60 und mehr
- keine Angabe

(Datengrundlage: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen)

Bildung wird mehr und mehr
Frauensache – besonders im Osten

Bundesweit legen Mädchen und junge Frauen bessere Bildungsabschlüsse vor als männliche Schüler. Doch in den neuen Bundesländern ist der Unterschied zwischen den Geschlechtern stärker. Schon seit Mitte der 1990er Jahre sind dort nur 40 Prozent der Abiturienten, aber 60 Prozent der Absolventen mit Hauptschulabschluss männlich. Die Tatsache, dass Mädchen jahrelang eine höhere Schulbildung genossen haben, wirkt sich längst auf deren Wanderungsverhalten aus: Wer mehr gelernt hat, wandert eher ab.



Anteil an allen Absolventen allgemeinbildender Schulen nach Geschlecht und Bildungsabschluss in Prozent (1999 bis 2004)
(Datengrundlage: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen)

Der Zusammenhang wird in der Analyse überdeutlich: Je höher die Bildungsbeteiligung von Frauen in den Kreisen Ostdeutschlands (als Mittelwert des Gesamtzeitraumes von 1995 bis 2004), desto höher liegt der aktuelle Wanderungsüberschuss von Frauen wie auch der Mangel an jungen Frauen, der sich im Laufe der vergangenen Jahre aufgebaut hat. Je höher der Anteil männlicher Schulabgänger ohne jeglichen Abschluss oder mit lediglich Hauptschulabschluss, desto geringer ist der Anteil junger Frauen in der jeweiligen ostdeutschen Region. Das Gleiche gilt – mit umgekehrten Vorzeichen – bei den Abiturienten: In Regionen mit niedrigem Anteil männlicher Absolventen mit Hochschulreife sind ebenfalls viele Frauen abgewandert. Ein hoher Unterschied im Bildungsniveau der Geschlechter zu Gunsten der Frauen treibt diese demnach vermehrt auf die Wanderschaft.

Ungleiche Bildungsbeteiligung trägt zu
ungleichem Geschlechterverhältnis bei

Je höher der Bildungsunterschied zwischen Frauen und Männern, desto eher wandern die Frauen ab. Wirtschaftsschwache Regionen mit starkem Bildungsgefälle zwischen den Geschlechtern verlieren so immer mehr weibliche Bewohner.

Korrelation zwischen der Differenz der jährlichen Wanderungssaldorate (Frauen minus Männer) und der Bildungsbeteiligung von Frauen und Männern, neue Bundesländer (113 Kreise)
(Datengrundlage: Statistisches Bundesamt, Bundesagentur für Arbeit, eigene Berechnungen)

6.2 Mögliche Ursachen
der unterschiedlichen
Bildungsbeteiligung von
Mädchen und Jungen

Warum aber treten die bundesweit bekannten Bildungsunterschiede zwischen Mädchen und Jungen im Osten Deutschlands stärker zutage als im Westen? Einige grundsätzliche Faktoren für diese Differenzen wurden bereits diskutiert. Die Frage ist allerdings, welche besonderen Einflussfaktoren für das große Ungleichgewicht in den neuen Bundesländern verantwortlich sind. Die Sozialforscher Heike Diefenbach und Michael Klein vermuten in ihrem Aufsatz „Bringing Boys back in“, dass die viel geringere Bildungsbeteiligung von Jungen in den neuen Bundesländern mit der hohen Arbeitslosigkeit zusammenhängt.⁵¹ Möglicherweise werden in wirtschaftlich schwieriger Lage die Jungen von ihren Eltern gedrängt, möglichst schnell die Schule zu verlassen, um ihren Eltern nicht finanziell zur Last zu fallen. Allerdings ist wenig plausibel, warum dieses Argument nicht auch für Mädchen gelten sollte.

Auch der enorme Anteil weiblicher Grundschullehrer gilt den Autoren als Grund für das schlechte Abschneiden der Jungen. Tatsächlich haben die Wissenschaftler auf der Ebene der Bundesländer einen statistischen Zusammenhang zwischen einer unterdurchschnittlichen Bildungsbeteiligung von Jungen und einem hohen Anteil weiblichen Lehrpersonals in Grundschulen einerseits und der regional hohen Arbeitslosenquote andererseits gefunden.

	Differenz der jährlichen Wanderungssaldorate Frauen minus Männer (2002 bis 2004)	Anteil weiblicher Absolventen an allen Absolventen ohne bzw. mit Hauptschulabschluss (1995 bis 2004)	Anteil weiblicher Absolventen an allen Schulabgängern mit Hochschulreife (1995 bis 2004)
Differenz Wanderungssaldorate Frauen minus Männer (2002 bis 2004)		0,26	- 0,46
Zahlenmäßiges Geschlechterverhältnis 2004 (Frauen je 100 Männer)	0,78	0,48	- 0,54

	Anteil weiblicher Grundschullehrer in den Kreisen und kreisfreien Städten
Anteil weiblicher Schulabgänger ohne beziehungsweise mit Hauptschulabschluss (1995 bis 2003)	- 0,62
Anteil weiblicher Schulabgänger mit Hochschulreife, (1995 bis 2003)	0,56

Korrelation zwischen der geschlechtsspezifischen Bildungsbeteiligung und dem Anteil weiblicher Grundschullehrer sowie der Arbeitslosenquote auf der Ebene von Kreisen der alten und neuen Bundesländer 2001 bis 2004 (333 Kreise) (Datengrundlage: Statistisches Bundesamt, Kultusministerien der Länder, eigene Berechnungen)

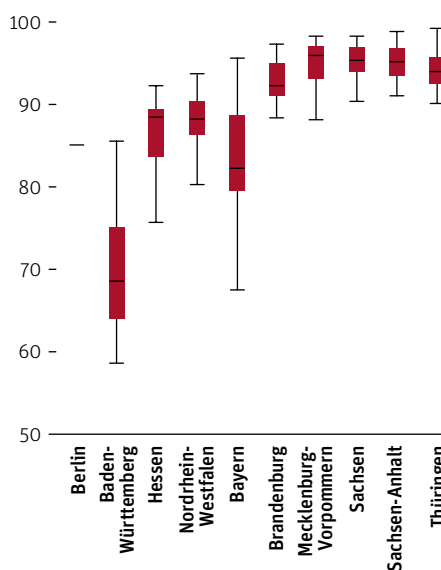
Um diese Zusammenhänge in höherer Auflösung zu prüfen, haben wir die Korrelation auf Ebene der Landkreise und kreisfreien Städte wiederholt.^{52, 53} Auch hier zeigt sich ein signifikanter Zusammenhang: Je höher der Anteil weiblicher Grundschullehrer, desto mehr Jungen finden sich unter den Hauptschülern beziehungsweise der Hauptschulabbrechern – und desto weniger sind sie unter den Abiturienten vertreten. Im Verhältnis zur Arbeitslosenquote besteht ebenfalls ein Zusammenhang: Wo sie besonders hoch liegt, schneiden die Jungen noch schlechter ab als ohnehin schon.

Allerdings: Diese Korrelationen existieren nur, wenn man ost- und westdeutsche Kreise gemeinsam in die Analyse einbezieht, und sie gilt auch in den alten Bundesländern. Werden die Kreise der neuen Bundesländer allein betrachtet, ergibt sich kein Zusammenhang zwischen dem Anteil weiblicher Grundschullehrer, der Arbeitslosenquote und der unterproportionalen Bildungsbeteiligung von männlichen Jugendlichen. Dies bedeutet frei-

Fördern Lehrerinnen eher die Mädchen?

Je mehr weibliches Personal an den Grundschulen unterrichtet, desto schlechter schneiden die Jungen ab. Das gilt für ganz Deutschland. In den neuen Bundesländern sind auf Kreisebene praktisch keine Unterschiede zu erkennen, da dort der Grundschullehrerinnenanteil generell bei über 90 Prozent liegt. Eine Benachteiligung von Jungen ist somit überall hoch – aber nicht mehr räumlich zu differenzieren.

lich nicht, dass diese beiden Faktoren in den neuen Bundesländern keinen Einfluss auf die schlechten Schulleistungen der Jungen hätten. Im Gegenteil: Beide Einflussgrößen liegen im Osten flächendeckend hoch und die Jungen schneiden bei den Schulleistungen im Vergleich zu den Mädchen schlechter ab als im Westen. Nur lassen sich unter diesen eindeutigen Bedingungen keine regionalen Unterschiede mehr ausmachen.



Welche weiteren Faktoren könnten einen Einfluss auf die geschlechterspezifischen Bildungsunterschiede haben? Beim Vergleich der neuen Bundesländer zeigt sich, dass hier vor allem die Branchenzusammensetzung der regionalen Wirtschaft eine Rolle spielt. In Kreisen mit einem hohen Anteil an traditionell männerdominierten Branchen – vor allem Baugewerbe, sowie Land- und Forstwirtschaft – überwiegen die jungen Männer deutlich unter den Absolventen mit geringen Abschlüssen. Dafür verlassen Frauen hier weit überproportional die Schulen mit Abitur. Je höher der Beschäftigtenanteil in modernen Dienstleistungsbranchen – wie Vermietung, Finanzierung und Unternehmensdienstleistung – in den Kreisen, desto ausgeglichener ist das Geschlechterverhältnis unter den Schulabgängern.

Kaum männliche Grundschullehrer in den neuen Bundesländern

Generell unterrichten an deutschen Grundschulen deutlich mehr Frauen als Männer. In den neuen Bundesländern ist fast das ganze Personal weiblich. Es ist zu vermuten, dass Jungen angesichts dieser einseitigen Verteilung nicht angemessen gefördert werden. Denn dort, wo besonders viele Frauen unterrichten, schneiden männliche Schüler besonders schlecht ab.

Frauenanteil im Grundschullehrerberuf in den Kreisen verschiedener Bundesländer in Prozent (Datengrundlage: Kultusministerien der Länder)

Die Balken geben die gesamte Spannweite der Lehrerinnenanteile wieder. Innerhalb des roten Bereichs liegt die Hälfte aller Anteile von Frauen am Grundschullehrpersonal.

	Jugendarbeitslosenquote Frauen (2004)	Beschäftigtenanteil Land- und Forstwirtschaft (2004)	Beschäftigtenanteil prod. Gewerbe (2004)	Beschäftigtenanteil Baugewerbe (2004)	Beschäftigtenanteil Handel und Gastgewerbe (2004)	Beschäftigtenanteil Finanzierung, Vermietung, Unternehmens- dienstleistung (2004)	Beschäftigtenanteil öffentliche und private Dienstleistung (2004)	Anteil Männer mit hoher Qualifikation an allen männlichen Beschäftigten
Anteil Frauen an allen Absolventen ohne bzw. mit Hauptschulabschluss (1995 bis 2003)	- 0,12	- 0,31	- 0,17	- 0,38	- 0,04	0,35	0,27	0,37
Anteil Frauen an allen Absolventen mit Hochschulreife (1995 bis 2003)	- 0,30	0,40	0,22	0,46	0,04	- 0,46	- 0,33	- 0,62

In Regionen ohne moderne Wirtschaft bleiben vor allem die Jungen im Bildungssystem zurück

Wo traditionell männerdominierte Branchen die Wirtschaft prägen, bleiben die Schulabschlüsse der Jungen besonders deutlich unter jenen der Mädchen. In Regionen mit hohem Dienstleistungsanteil ist die Beteiligung der Geschlechter an höheren Bildungsabschlüssen weniger unausgewogen.

Deutlich zeigt sich auch der Zusammenhang mit dem Bildungsstand der Beschäftigten in diesen Regionen insgesamt: Je geringer der Anteil an hoch qualifizierten Beschäftigten, desto deutlicher sind die Jungen gegenüber den Mädchen bei den Schulabschlüssen benachteiligt. Dieser Zusammenhang zeigt sich ähnlich, wenngleich weniger stark, in den alten Bundesländern. Aber auch hier wirkt sich vor allem die Qualifikation der Männer auf die Bildungserfolge der jungen Menschen aus. Dort, wo nur wenige Männer eine hoch qualifizierte Beschäftigung haben, verlassen besonders viele männliche Jugendliche die Schulen mit niedrigen Bildungsabschlüssen.

Korrelation zwischen Branchenanteilen und ungleicher Bildungsbeteiligung;
Kreise der neuen Bundesländer
(Datengrundlage: Statistisches Bundesamt, Erwerbstätigenrechnung des Bundes und der Länder, eigene Berechnungen)

Eine multivariate Analyse, die mehrere Faktoren gleichzeitig berücksichtigt, bestätigt diesen Befund. Dabei liefern Mädchen – betrachtet man die Kreise Ost- und Westdeutschlands gemeinsam – im Vergleich zu den Jungen dort die besten Schulleistungen, wo viele Frauen hoch qualifiziert beschäftigt sind: In Regionen, in denen viele Frauen mit Fach- oder Hochschulabschluss arbeiten, machen besonders viele Mädchen Abitur, und besonders wenige erreichen nur einen Hauptschulabschluss. Die Jungen profitieren von dem generellen Bildungsniveau einer Region nur, wenn es auch viele männliche Beschäftigte mit einer hohen Qualifikation gibt. In Kreisen, in denen das Baugewerbe oder die Landwirtschaft einen großen Teil der Jobs bieten, ist dies in der Regel nicht der Fall. Interessant ist, dass auch eine hohe weibliche Jugendarbeitslosigkeit dazu beiträgt, dass Frauen häufiger Abitur und seltener einen Hauptschulabschluss machen. Ein schlechter Arbeitsmarkt scheint junge Frauen geradezu anzuspornen, mehr in der Schule zu leisten und so die Jobchancen zu verbessern. Jungen reagieren auf diesen Einfluss nicht. Sie beantworten eine hohe Jugendarbeitslosigkeit nicht mit messbaren Bildungsanstrengungen.

Frauen reagieren klüger auf problematische Lebensbedingungen

Schülerinnen und vermutlich auch deren Mütter, Erzieherinnen und Lehrerinnen reagieren somit völlig marktgerecht auf die desolate Wirtschaftslage in vielen Regionen der neuen Bundesländer. Bewusst oder unbewusst spüren sie, dass sie bessere Chancen haben, wenn sie bessere Abschlüsse vorweisen. Sie finden damit entweder am Ort leichter eine Beschäftigung oder, was vielfach wahrscheinlicher ist, anderenorts – im Westen oder im Ausland. Das höhere Engagement der Mädchen in den Schulen fördert damit die weitere Abwanderung der jungen Frauen. Für die jungen Männer bieten sich diese Chancen weniger, denn sie bleiben schon in den Schulen zurück und verbauen sich damit ihre beruflichen Möglichkeiten.

Für die vom wirtschaftlichen und demografischen Umbruch betroffenen Regionen stellen sich so fast unlösbare Probleme: Bilden sie ihre jungen Menschen gut aus, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sie abwandern. Investieren sie nicht ausreichend in die Ausbildung, so sind die Langzeitarbeitslosen der Zukunft programmiert.

Dieses Bild zeigt sich auch im brandenburgischen Kreis Elbe-Elster, in dem die untersuchte Stadt Herzberg liegt: 70 Prozent aller Jugendlichen, die zwischen 1995 und 2004 die Schulen mit oder nicht einmal mit Hauptschulabschluss verlassen haben, waren männlich – der höchste Wert in ganz Deutschland. Im Elbe-Elster-Kreis arbeiteten 2004 sechs Prozent der Beschäftigten in der Landwirtschaft und elf Prozent im Baugewerbe, beides sind vergleichsweise hohe Werte in diesen traditionellen Branchen. Aufgrund dieser Branchenstruktur finden junge Männer zwar etwas leichter eine Lehrstelle als Frauen. Dennoch lag die Jugendarbeitslosenquote bei Männern fast vier Prozentpunkte höher als bei Frauen. Die Reaktion auf diese Verhältnisse war entsprechend: In der Altersgruppe der 18- bis 29-Jährigen sind deutlich mehr Frauen als Männer abgewandert. Auf hundert junge Männer dieser Kohorte kommen nur noch 79 Frauen.

Hauptgründe für die überproportionale Abwanderung von jungen Frauen

Die statistische Analyse zeigt, dass dort, wo die Beschäftigungsquoten der Frauen unter jenen der Männer liegen, mehr Frauen als Männer abwandern. Das Gleiche gilt für die Vermittlungsquoten in eine Berufsausbildung. Die überproportionale Abwanderung von Frauen ist jedoch auch dort besonders groß, wo deutlich mehr Frauen als Männer die Hochschulreife erreichen. Das bedeutet: Sowohl der höhere Bildungsstand von Frauen wie auch deren Benachteiligung am Ausbildungs- und Arbeitsmarkt fördert die Abwanderung von Frauen.

Geprüft wurde in dieser Analyse eine große Zahl von möglichen sozioökonomischen Einflussfaktoren auf die Abwanderung. Hier dargestellt sind nur jene mit einem signifikanten Einfluss. Generell ist es möglich, dass noch weitere Faktoren (über die aber keine Daten vorliegen) einen Einfluss haben. Zur Methodik der statistischen Analyse siehe Seite 78.

6.3 Welches sind die dominanten Einflüsse auf die überproportionale Frauenabwanderung?

Um zu ermitteln, welche Bedeutung die einzelnen Einflussfaktoren für die Abwanderung junger Menschen im Verhältnis zueinander haben, haben wir eine multivariate statistische Analyse durchgeführt, die alle diskutierten Einflussfaktoren auf die überproportionale Abwanderung von Frauen mit einbezieht. Dabei stellt sich heraus, dass das Bildungsgefälle zwischen Männern und Frauen bei den Abiturienten den stärksten Einfluss auf die überproportionalen Abwanderung von Frauen hat, dicht gefolgt von einer geringeren Beschäftigungsquote der Frauen. Daneben spielt auch eine gewichtige Rolle, dass Frauen schlechtere Chancen auf eine Lehrstelle haben.

Bei der Überprüfung der Hypothesen zur selektiven Abwanderung wird somit klar, dass einige der landläufigen Vermutungen nicht zu halten sind. Überproportionale Arbeitslosigkeit von jungen Frauen ist nicht der Grund für deren verstärkte Abwanderung. Vielmehr haben sie aufgrund ihrer besseren Schulabschlüsse höhere Erwartungen an ihre Berufsausbildung und ihre zukünftige berufliche Perspektive. Sie besuchen deutlich häufiger als Männer Fachschulen oder suchen sich Ausbildungsplätze in den alten Bun-

Multiple lineare Regression, Analyse für die neuen Bundesländer (113 Kreise)

Abhängige Variable: Differenz der jährlichen Wanderungssaldoraten der 18- bis 29-Jährigen (Frauen minus Männer) 2002-2004, korrigiertes R-Quadrat 0,30

Differenz der Vermittlungsquoten in Berufsausbildung Frauen minus Männer	Beta 0,175
Differenz der Beschäftigtenquoten Frauen minus Männer	Beta 0,296
Anteil von Frauen an allen Absolventen mit Hochschulreife (1995 bis 2003)	Beta - 0,302

desländern, weil die von ihnen bevorzugten Ausbildungen im Osten zu wenig angeboten werden. Die höherwertigen Bildungs- und Berufsabschlüsse der jungen Frauen und ihre Vorliebe für den Dienstleistungssektor versprechen ihnen auf dem Arbeitsmarkt der alten Bundesländer weit bessere Erfolgsaussichten als Männern mit klassischen Bau- oder Produktionsberufen in den neuen.

Die Rahmenbedingungen in den neuen Bundesländern – ein hohes Qualifikationsniveau der erwerbstätigen Frauen (darunter auch Mütter) und fast ausschließlich weibliches Personal an den Grundschulen – sorgen offenbar für eine besonders gute Förderung der Schülerinnen, während die männlichen Jugendlichen davon weniger profitieren. Das daraus resultierende Bildungsgefälle zwischen Frauen und Männern ist in den Peripherregionen der neuen Bundesländer besonders stark ausgeprägt.

Weil gut ausgebildete Frauen mobiler sind als schlechter qualifizierte Männer, entsteht das unausgewogene Geschlechterverhältnis. Die überproportional zurückbleibenden Männer sind im Durchschnitt gering gebildet und häufig arbeitslos. Dieser Umstand verstärkt vermutlich die Frauenabwanderung, denn Männer mit diesen Eigenschaften stellen nicht unbedingt die sozial attraktivsten Partner dar.

Dass Frauen in Sachen Bildung zu den Männern aufschließen oder sie gar überholen und damit theoretisch gleiche oder bessere Chancen am Arbeitsmarkt bekommen, ist ein weltweit verbreitetes Phänomen. Probleme müssen dadurch zunächst nicht entstehen. Sie treten erst dann auf, wenn ein neues, starkes Ungleichgewicht zuungunsten der Männer entsteht. Und wenn es jungen Männern an Möglichkeiten und Flexibilität fehlt, die neuen Defizite auszugleichen.

FRAUENABWANDERUNG UND PARTNERSUCHE

Nur ein Teil der überproportionalen Abwanderung von jungen Frauen lässt sich mit rein ökonomischen Motiven erklären. Befragungen unter Abwanderern zeigen, dass es dafür weitere Gründe gibt. So nannten in einer Studie von Wissenschaftlern der Fachhochschule Magdeburg-Stendal 30 Prozent der Frauen (aber nur 13 Prozent der Männer) private Gründe als ausschlaggebend für ihre Abwanderung aus Sachsen-Anhalt.⁴⁷ Auch eine vom Statistischen Landesamt Sachsen im Jahr 2001 durchgeführte Abwandererbefragung kommt zu einem ähnlichen Ergebnis.⁵⁴ Die Partnerfindung beziehungsweise der Umzug zum Partner scheint somit bei den jungen Frauen eine entscheidende Rolle bei der Wanderungsentscheidung zu spielen. Für dieses Phänomen dürfte auch das Bildungsgefälle zwischen Frauen und Männern im Osten Deutschlands verantwortlich sein.

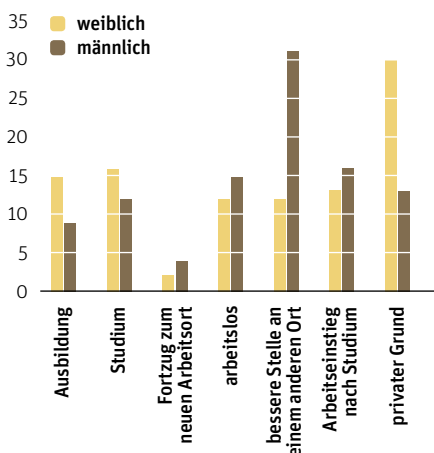
Gering Gebildete bleiben eher partnerlos

In der Vergangenheit waren Partnerschaften zwischen Männern und Frauen in der sozialen Schichtung eher „nach unten“ orientiert, das heißt, Männer taten sich tendenziell mit geringer gebildeten Partnerinnen zusammen. Das war eine reine Verteilungsfrage, denn Frauen hatten im Mittel niedrigere Schulabschlüsse. Für Männer waren gar nicht genügend Partnerinnen der gleichen Bildungsschicht vorhanden. Mit der Angleichung

des Qualifikationsniveaus von Frauen und Männern nahm in den vergangenen Jahrzehnten die „Bildungshomogamie“, die Heirat zwischen Partnern gleichen Bildungsstandes, deutlich zu. Von hundert zwischen 1919 und 1923 geborenen Frauen konnten rein rechnerisch 48 auf eine Heirat „nach oben“ und 42 auf einen Partner gleichen Bildungsstands hoffen. Zehn Frauen hätten mit einem geringer gebildeten Mann vorlieb nehmen müssen. Für die zwischen 1964 und 1968 geborenen Frauen hat sich das Bild deutlich gewandelt: Von hundert Frauen finden hier statistisch gesehen nur noch 21 einen besser gebildeten Mann, 64 einen mit gleichem Niveau und 15 einen Partner mit geringerer Bildung.

Suchen Frauen nur einen Partner im Westen?

Nach einer Untersuchung aus Sachsen-Anhalt wandern junge Männer eher ab, weil sie anderenorts eine Arbeitsstelle suchen, während Frauen sich tendenziell auf der Suche nach einem Ausbildungs- oder Studienplatz auf den Weg machen. Private Gründe wie die Partnersuche spielen aber bei den Frauen eine mehr als doppelt so wichtige Rolle wie bei Männern.



Wegzugsgründe von im Jahr 2002 aus Sachsen-Anhalt in ein anderes Bundesland gezogenen Personen (18 bis 35 Jahre) nach Geschlecht in Prozent
(Datengrundlage: Dienel et al. (2004): Zukunftschancen junger Frauen in Sachsen-Anhalt, S. 111)

Der tatsächliche Anteil von Aufwärtsheiraten bei Frauen lag für die Geburtsjahrgänge 1919 bis 1923 bei 52,2 Prozent und für die Jahrgänge 1964 bis 1968 bei 21,9 Prozent. Er war also fast identisch mit der theoretischen Möglichkeit, einen höher gebildeten Partner zu finden. Deutlich unterdurchschnittlich hingegen haben die Frauen „abwärts“ geheiratet: Das taten von den zwischen 1919 und 1923 Geborenen gerade mal 3,8 Prozent, von den 1964 bis 1968 geborenen Frauen nur 6,9 Prozent – jeweils also nur halb so viele wie theoretisch zu erwarten wären. Frauen meiden somit damals wie heute geringer gebildete Ehepartner.

Eheschließungen und Bildungsstand von Frauen und Männern in Westdeutschland nach Geburtsjahrgängen in Prozent (Datengrundlage: Timm, Andreas (2004): Partnerwahl- und Heiratsmuster in modernen Gesellschaften. Der Einfluss des Bildungssystems, S. 45)

Geburtsjahrgänge der Frauen	Ehefrauen, männlicher Partner hat					
	höheren Bildungsstand		gleichen Bildungsstand		geringeren Bildungsstand	
	realer Wert	erwarteter Wert	realer Wert	erwarteter Wert	realer Wert	erwarteter Wert
in Prozent aller Ehen des Geburtsjahrganges						
1919 – 1923	52,2	48,4	43,9	41,3	3,8	10,3
1924 – 1928	46,8	46,9	49,3	42,6	3,9	10,6
1929 – 1933	46,4	48,5	48,8	41,2	4,8	10,3
1934 – 1938	37,8	42,0	56,0	46,3	6,2	11,7
1939 – 1943	36,9	37,4	58,1	50,9	5,0	11,7
1944 – 1948	26,7	33,4	65,5	53,4	7,8	13,2
1949 – 1953	27,0	31,7	68,8	53,3	4,2	14,9
1954 – 1958	23,9	28,6	70,6	54,6	5,5	16,8
1959 – 1963	21,8	27,3	69,4	56,2	8,8	16,5
1964 – 1968	21,9	21,3	71,2	63,9	6,9	14,8

Damit wird die volkstümliche Weisheit, dass „auf jeden Topf ein Deckel“ passe, Lügen gestraft. Denn Männer am unteren Ende der sozialen Hierarchie finden häufig keine Partnerinnen. Zu diesem Befund kommt auch die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung in ihrer Untersuchung mit dem Titel „Männer leben“.⁵⁵ Bei den dort befragten über 34-jährigen Männern waren unter den Geringverdienern Alleinstehende am häufigsten vertreten. Von männlichen Wenigverdienern mit unter 1.500 Euro monatlichem Nettoeinkommen waren 29 Prozent Singles, von den Männern mit mittlerem Einkommen zwölf und jenen mit hohem Einkommen nur noch sechs Prozent.

DDR-Frauen durchbrachen dieses Muster häufiger als westdeutsche. Unter Ost-Ehen finden sich mehr Abwärts-, aber auch mehr Aufwärts-Heiraten als rein statistisch zu

erwarten wäre. Formaler Bildungsstand besaß in der DDR für die Partnerwahl offenbar nicht die gleiche Bedeutung wie in der früheren Bundesrepublik. Vermutlich war in der DDR der soziale Status von Männern mit klassischem Handwerksberuf (Tischler, Automechaniker, Fliesenleger) ungleich höher als heute, weil diese Personen Zugang zu knappen Waren und gleichzeitig über gesuchte Fertigkeiten verfügten. Akademiker verdienten obendrein kaum mehr als Arbeiter. Gleichzeitig spielte der Beruf des Partners für Frauen eine geringere Rolle als in Westdeutschland, weil Frauen größtenteils ein eigenes Einkommen hatten.

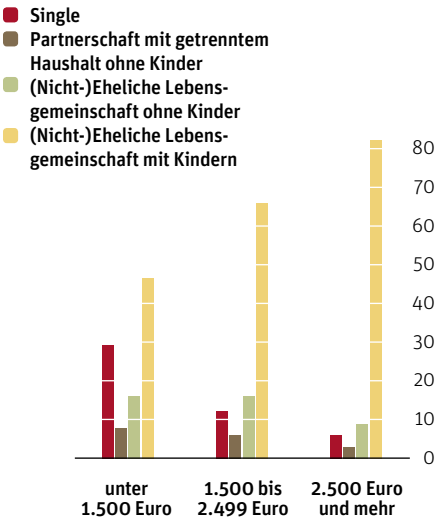
Weil das in diesem Sinne „egalitäre“ Wirtschaftssystem der ehemaligen DDR mit der Wende zusammenbrach, hat im Osten Deutschlands auch die Partnerwahl wieder traditionellere Formen angenommen. Arbeitslosigkeit, die berufliche Qualifikation und die Höhe des Einkommens spielen dabei heute eine größere Rolle als noch zu DDR-Zeiten.

Frauen meiden geringer gebildete Ehepartner

Suchen Frauen bei einer Heirat immer noch so wie früher eine „bessere Partie“, oder hat sich diese Vorliebe in der modernen Welt überlebt? Der erwartete Wert gibt an, wie hoch der Anteil entsprechender Eheschließungen sein müsste, wenn es keinen Zusammenhang zwischen Bildungsstand und Partnerwahl gäbe. Die realen Werte zeigen die tatsächliche Relation der Eheschließungen. Da sich der Bildungsstand von Frauen in den letzten Jahrzehnten ständig erhöht hat, sank die Wahrscheinlichkeit, einen höher gebildeten männlichen Partner zu finden. Die Wahrscheinlichkeit der Heirat mit einem gleich gebildeten Mann nahm hingegen deutlich zu. Im mittleren und hoch gebildeten Bereich haben sich die Menschen an die neue Lebenswirklichkeit angepasst. Doch heute wie vor 50 Jahren vermeiden Frauen Eheschließungen mit einem geringer gebildeten Partner.

Wenigverdiener bleiben häufiger partnerlos

Männer mit geringem Einkommen (unter monatlich 1.500 Euro netto) leben am häufigsten als Singles. Die Wahrscheinlichkeit einer Partnerschaft mit Kindern steigt mit dem Einkommen des Mannes.



Lebensformen über 34-jähriger Männer in Deutschland nach Einkommen in Prozent (2002) (Datengrundlage: BZgA (2004): Männer leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung, S. 22)

Partnerschaften von Personen zwischen 18 und 39 Jahren nach Geschlecht und regionaler Herkunft in Prozent (Datengrundlage: DJI-Familiensurvey 2000, eigene Berechnungen. Nur Befragte, die auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik geboren sind, ohne Befragte mit Geburtsort in Berlin, denn diese lassen sich nicht nach Ost/West zuordnen.)

Weil in Westdeutschland lebende Männer im Durchschnitt wesentlich mehr als ihre ostdeutschen Geschlechtsgenossen verdienen, wäre zu vermuten, dass eine Partnerfindung zwischen West-Mann und Ost-Frau weit häufiger stattfindet als umgekehrt. Damit ließe sich auch erklären, warum Frauen – etwa nach abgeschlossener Ausbildung – seltener als Männer den Wunsch nach einer Rückkehr in die neuen Bundesländer verspüren. Sie schlagen im Westen eher Wurzeln. Diese Hypothese haben wir im Folgenden anhand von statistischen Daten überprüft.

Wir verwenden dazu Daten aus dem Familiensurvey des Deutschen Jugendinstituts München aus dem Jahr 2000 und konzentrieren uns auf die 18- bis 39-Jährigen, die auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik geboren (also nicht aus dem Ausland zugezogen) sind. Wichtig ist dabei, zu beachten, dass, wie oben erläutert, in dieser Altersgruppe aus biologischen Gründen ein Frauendefizit von knapp vier Prozent herrscht. Statistisch gesehen geht also immer ein Teil der Männer bei der Partnersuche leer aus. In Westdeutschland herrscht allerdings durch die überproportionale Zuwanderung ostdeutscher Frauen ein annähernd ausgeglichenes Verhältnis.

West-Männer bevorzugt

Junge Frauen wandern nicht nur eher aus dem Osten ab als junge Männer. Sie suchen sich auch lieber einen Partner im Westen. Ostdeutsche Frauen haben mehr als dreimal häufiger einen Partner aus dem Westen als ostdeutsche Männer eine westdeutsche Partnerin.

Unabhängig vom gegenwärtigen Wohnort in Ost- oder Westdeutschland hatten im Jahr 2000 nur drei Prozent der im Osten geborenen Männer zwischen 18 und 39 Jahren eine West-Partnerin. Von den Ost-Frauen hingegen hatten aber 9,4 Prozent, also mehr als dreimal so viele, einen West-Partner.

Noch aufschlussreicher ist das Ergebnis, wenn man die Befragten nach dem jetzigen Wohnort unterteilt. Von den im Westen lebenden Frauen, die im Osten geboren sind und einen festen Partner haben, stammte dieser in 53 Prozent der Fälle aus dem Westen – nur in 37 Prozent aller Fälle kam er aus den neuen Bundesländern. Unter den ohnehin sehr wenigen West-Frauen, die in den neuen Bundesländern leben (sieben Personen in der Befragung), hatte keine einzige einen im Osten geborenen Mann als Partner.

Die in den neuen Bundesländern lebenden Männer zwischen 18 und 39 sind zu 49 Prozent partnerlos, ihre Geschlechtsgenossen im Westen nur zu 45,5 Prozent. Am stärksten ist das Missverhältnis bei den 25- bis 34-jährigen Männern – in dieser Altersgruppe sind im Westen nur 37 Prozent, in Osten hingegen 46 Prozent ohne Partner.⁵⁶

Viele junge Männer aus den neuen Bundesländern gehören demnach nicht nur im Bildungssystem und auf dem Arbeitsmarkt, sondern auch auf dem Partnermarkt zu den Verlierern der soziodemografischen Veränderungen in Deutschland.

Herkunft		Herkunft des Partners				kein fester Partner
		Ausland	alte Bundesländer	neue Bundesländer	Berlin (nicht Ost/West zuordenbar)	
Männer	alte Bundesländer	3,5	49,7	0,8	0,4	45,5
	neue Bundesländer	1,2	3,0	45,0	1,9	49,0
Frauen	alte Bundesländer	4,8	65,9	1,0	0,7	27,6
	neue Bundesländer	2,2	9,3	57,8	2,0	28,7

8 AUSWIRKUNGEN DES MÄNNERÜBERSCHUSSES AUF KRIMINALITÄT UND WAHLVERHALTEN

Immer wenn in den neuen Bundesländern besonders schwere Verbrechen bekannt werden, entzündet sich eine Diskussion um die soziale Schieflage Ostdeutschlands. In der Tat sind dort in den letzten Jahren Verbrechen geschehen, die man vor 1990 dort nicht kannte. Etwa das Schulmassaker von Erfurt, bei dem ein der Schule verwiesener Jugendlicher zwölf Lehrer und vier weitere Personen tötete. Oder der brutale Mord dreier Rechtsextremisten an einem Teenager im nordbrandenburgischen Dorf Potzlow vom Juli 2002.

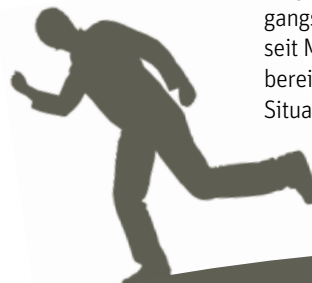
Die Medien haben angesichts der hohen Wahlergebnisse der NPD bei der Landtagswahl 2006 in Mecklenburg-Vorpommern einen möglichen Zusammenhang zwischen Männerüberschüssen, dem rechtsextremen Wählerpotenzial und der Kriminalität thematisiert.⁵⁷ Dahinter steht die auf den ersten Blick nahe liegende Vermutung, dass insbesondere arbeitslose junge Männer mit niedrigem Bildungsstand, die dazu noch Probleme haben, eine Partnerin zu finden, rasch auf dumme Gedanken kommen und den Parolen rechtsradikaler Gruppen besonders leicht verfallen.

Die vorliegenden Studien zum Zusammenhang von sozioökonomischen und demografischen Indikatoren und Kriminalität sind schwer vergleichbar. Sie beziehen verschiedene Indikatoren ein, betrachten unterschiedliche Regionen, Altersgruppen und Kriminalitätsarten. Somit kann bis heute kein überzeugender Beweis dafür geliefert werden, dass Männerüberschüsse einen nachweisbaren Einfluss auf das Kriminalitätsniveau einer Stadt oder Region ausüben. Offenbar sind andere Faktoren, die mit dem unausgewogenen Geschlechterverhältnis in Zusammenhang stehen, dafür von größerer Bedeutung.

8.1 Männerüberschuss fördert Kriminalität nicht – aber mangelhafte Bildung tut es

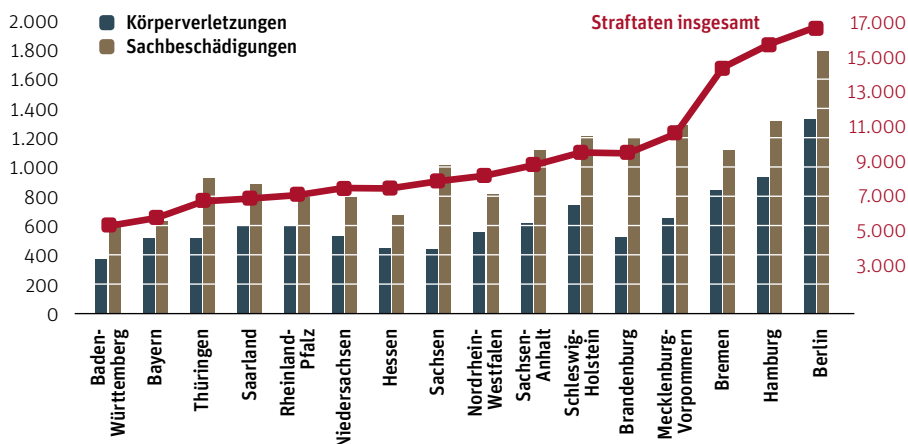
Auch wir haben bei unserer Analyse keinen statistisch nachweisbaren positiven Zusammenhang zwischen den Männerüberschüssen in den Kreisen der neuen Bundesländer und den Kriminalitätshäufigkeitsziffern (Tatverdächtige je 100.000 Einwohner) feststellen können.

So ging trotz des wirtschaftlichen Niedergangs mancher Ost-Regionen die Kriminalität seit Mitte der 1990er Jahre in vielen Delikt-bereichen zurück. Hier spielt die besondere Situation der neuen Bundesländer nach der



Wiedervereinigung eine Rolle. In den ersten Jahren herrschte in Einzelbereichen eine Art polizeiliches Vakuum: Überkommene Gesellschaftsstrukturen lösten sich auf, alte Autoritäten galten nichts mehr und das neue Polzeisystem war noch nicht überall zu hundert Prozent etabliert. Bis Mitte der 1990er Jahre war es dann voll funktionsfähig und konnte das Recht effizienter durchsetzen.

Die neuen Bundesländer haben heute im Schnitt zwar ein hohes, aber kein durchweg außergewöhnliches Kriminalitätsniveau. Bezogen auf die Einwohnerzahl liegen deutschlandweit die drei Stadtstaaten an der Spitze – bei der Kriminalitätsbelastung spielen offenbar auch die Bevölkerungsdichte und der Migrantenanteil eine Rolle. Zwar folgen darauf Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg, doch auch am unteren – also kriminalitätsarmen – Ende des Ländervergleichs liegt mit Thüringen ein ostdeutsches Bundesland. Sachsen findet sich im Mittelfeld. Die relativ hohe Gesamtkriminalitätsbelastung der ostdeutschen Bundesländer beruht vor allem auf einem hohen Niveau an Sachbeschädigungen – darunter viele Graffiti-Schmierereien durch junge Erwachsene. Hier spielt möglicherweise die große Zahl an leer stehenden Gebäuden in Ostdeutschland eine Rolle, die gelangweilten Jugendlichen ein willkommenes Aktionsfeld bieten. Bei den Körperverletzungen weist nach den Stadtstaaten das westdeutsche Bundesland Schleswig-Holstein die höchste



Straftaten je 100.000 Einwohner nach Bundesländern (2003)
(Datengrundlage: Bundeskriminalamt, eigene Berechnungen)

Belastungsziffer auf, gefolgt von Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt und dem Saarland. Thüringen, Sachsen und Brandenburg finden sich hier im unteren Drittel der Kriminalitätsstatistik.

Aufschlussreicher ist die Betrachtung des Kriminalitätsniveaus auf Kreisebene – dort stehen generell Stadtkreise an der Spitze. Hierbei gilt zu berücksichtigen, dass die Masse aller registrierten Straftaten leichte Delikte umfasst, wie etwa Sachbeschädigung, Diebstahl oder Beleidigung. Im Mittel der Jahre 2003 und 2004 weist die brandenburgische Stadt Frankfurt (Oder) die höchste Gesamtbelastung Deutschlands auf, gefolgt von Frankfurt (Main) in Hessen und Neubrandenburg in Mecklenburg-Vorpommern. Von den 20 am stärksten von Kriminalität betroffenen Städten liegen zehn (einschließlich Berlin) in den neuen Bundesländern – wobei in Frankfurt (Oder) und Görlitz mit Sicherheit auch die Grenze zu Polen und die

Kriminelle Stadtstaaten

Die neuen Bundesländer weisen kein durchweg höheres Kriminalitätsniveau auf als der Westen Deutschlands. Während Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg und Sachsen-Anhalt durch hohe Belastungsziffern auffallen, gehören Sachsen und Thüringen im Ländervergleich zu den vergleichsweise sicheren Bundesländern. Am höchsten ist die Belastung mit Kriminalität in den Stadtstaaten Berlin, Hamburg und Bremen.

dadurch registrierten Zollvergehen eine Rolle spielen. Erst auf Platz 54 folgt mit Güstrow in Mecklenburg-Vorpommern ein Landkreis.

Bei unserer multivariaten Analyse des Zusammenhangs verschiedener sozioökonomischer und demografischer Indikatoren mit der gesamten Kriminalitätsbelastungsziffer zeigen sich folgende Zusammenhänge:

Den stärksten Einfluss auf die Kriminalität hat die Erwerbstätigenquote der Männer unter 30 Jahren, gefolgt von der Einwohnerdichte, dem Anteil an Singlehaushalten und der Jugendarbeitslosenquote der Männer. Im deutschlandweiten Vergleich der Landkreise und kreisfreien Städte leiden also jene Regionen am stärksten unter Kriminalität, in denen viele Menschen auf engem Raum leben (hohe Einwohnerdichte), die soziale Kontrolle aber gering ist (viele Singlehaushalte) und wo junge Männer unterbeschäftigt sind (hohe Jugendarbeitslosigkeit und geringe Beschäftigtenquote bei Männern).



Meist liegt die Jugendarbeitslosenquote dort hoch, wo generell wenige Menschen Beschäftigung finden. Ausnahmen bilden Städte mit im Verhältnis zur Einwohnerzahl großen Universitäten. Hier leben viele junge Menschen, die keiner erwerbsmäßigen Beschäftigung nachgehen, aber dennoch „beschäftigt“ sind, weshalb die Jugendarbeitslosenquote gering ist. Solche Universitätsstädte verzeichnen in der Regel kein erhöhtes Kriminalitätsniveau.

Neubrandenburg in den neuen Bundesländern ist ein Beispiel für Kriminalitätsbelastung bei sozialer und ökonomischer Schieflage. Die Stadt mit der bundesweit dritthöchsten Kriminalitätsrate hatte im Mittel der Jahre 2002 bis 2004 eine Beschäftigtenquote bei unter 30-jährigen Männern von nur 33 Prozent. Die Jugendarbeitslosenquote der Männer lag bei 18 Prozent (2004). Gleichzeitig leben in 47 Prozent der Haushalte Singles, und die Einwohnerdichte ist, mit mehr als 800 Einwohnern je Quadratkilometer, zumindest für die neuen Bundesländer hoch. In dem kriminalitätsärmsten Kreis der neuen Bundesländer sieht es völlig anders aus: In Hildburghausen in Südthüringen leben die Menschen mit 77 Einwohnern je Quadratkilometer vergleichsweise verstreut; nur 22 Prozent wohnen in Singlehaushalten. Die Arbeitslosenquote der jungen Männer lag mit zwölf Prozent auf einem für Ost-Verhältnisse niedrigen Niveau, ihre Beschäftigtenquote hingegen bei 52 Prozent. Das ist für die ostdeutschen Kreise einer der besten Werte.

Von besonderem Interesse ist die Kriminalitätsbelastung bei den Körperverletzungen. Zu dieser Straftatengruppe zählen Körperverletzungen mit Todesfolge, gefährliche schwere, vorsätzliche leichte und fahrlässige Körperverletzungen und auch die „Misshandlung von Schutzbefohlenen“, also im Wesentlichen von Kindern. In dieser Kategorie von Körperverletzungen liegen schleswig-holsteinische Städte ganz vorn. Alle vier kreisfreien Städte des Bundeslandes – Neumünster an der Spitze – gehören zu den „gewalttätigsten“ Kommunen.

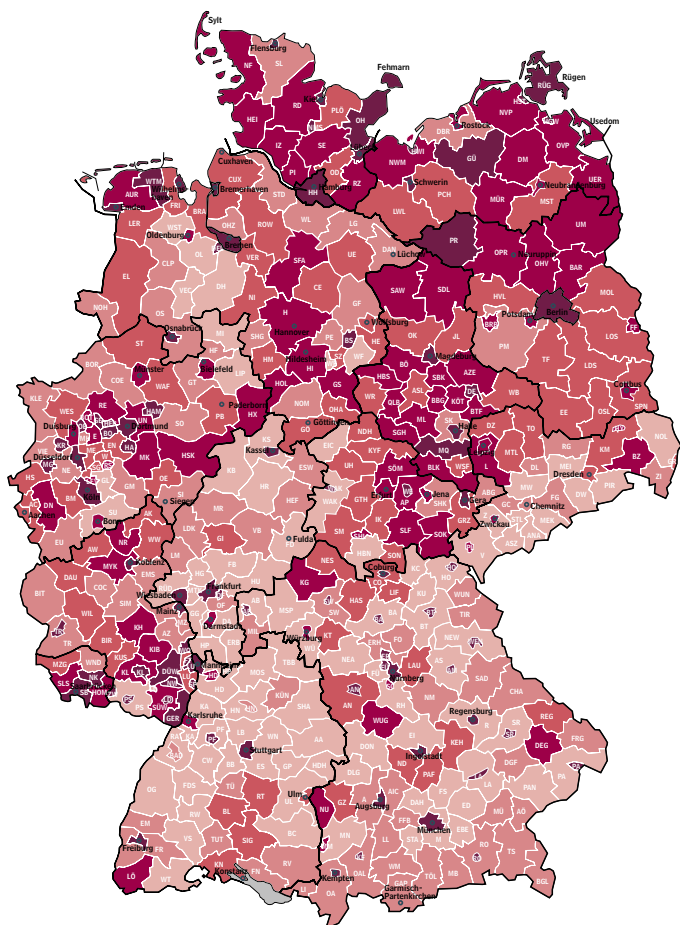
Den stärksten statistischen Zusammenhang mit der Häufigkeit von Körperverletzungen zeigt die Einwohnerdichte und der Anteil der Singlehaushalte. Gewalt findet in Städten also deutlich häufiger statt als auf dem Land. Doch der nächste Faktor für Gewalt findet sich im Bildungsniveau: Je höher der Anteil männlicher Schulabgänger ohne Hauptschulabschluss, desto gefährlicher wird das Leben für die potenziell von Gewalt Betroffenen. Der Ausländeranteil hat – statistisch gesehen – keinen Einfluss auf das Niveau der Straftaten. Vielmehr scheint der Bildungsstand (der bei Ausländern im Mittel deutlich unter dem der Einheimischen liegt) verantwortlich für die hohe Kriminalitätsbelastung dieser Bevölkerungsgruppe zu sein. Die Häufigkeit von Körperverletzungen steht in einem deutlichen Zusammenhang mit dem Anteil gering gebildeter Männer. Zusätzlich gilt (wenngleich weniger relevant): Je mehr junge Männer arbeitslos und je weniger die unter 30-jährigen beschäftigt sind, desto höher liegt die Gesamtkriminalität. Einen besonders deutlichen Einfluss auf die Häufigkeit von Körperverletzungen hat nach unserer Analyse die geringe Bildung junger Männer – messbar an dem Anteil männlicher Schulabgänger ohne Hauptschulabschluss.

In Stralsund, der Stadt in den neuen Bundesländern (außer Berlin) mit der höchsten Rate an Körperverletzungen, ist die Lage besonders ernst: Dort haben zwischen 1998 und 2004 zwölf Prozent der männlichen Jugend nicht einmal den Hauptschulabschluss erreicht. Gleichzeitig erreicht die Jugendarbeitslosigkeit bei Männern einen der höchsten Werte in ganz Deutschland (2004) – nämlich 19 Prozent. Nur ein Drittel der

jungen Männer in Stralsund geht einer sozialversicherungspflichtigen Tätigkeit nach. In Eisenach, der Stadt mit der zweithöchsten Gewaltrate in den neuen Bundesländern, traten sogar 19 Prozent der jungen Männer ohne Hauptschulabschluss ins „Berufsleben“.

Unser Ergebnis deckt sich mit den Erkenntnissen einer im Jahr 1997 für zehn Länder der Europäischen Union durchgeführten Analyse zur Entwicklung der Jugendgewalt. Dabei wurde festgestellt, dass vor allem Personen mit niedriger Schulbildung Gewalttaten ausüben.⁵⁸ Das Kriminologische Forschungsinstitut Niedersachsen hat eine Aktenanalyse durchgeführt, nach der die Zunahme polizeilich registrierter Jugendgewalt in den 1990er Jahren zu etwa vier Fünfteln auf Jugendliche und Heranwachsende zurückgeht, die sozialen Randgruppen angehören. Dies ist angesichts der Tatsache plausibel, dass sich gerade bei den gering Qualifizierten in dieser Zeit die Aussichten auf einen Arbeitsplatz enorm verschlechtert haben. Von den Angeklagten, die zum Zeitpunkt der Tat noch Schüler waren, besuchten 52,3 Prozent die Hauptschule oder Sonderschule. Weitere 10,8 Prozent besuchten ein Berufsgrundschuljahr, da sie nach Abschluss der Schule keinen Ausbildungsplatz finden konnten. Zählt man noch jene Angeklagten hinzu, die überhaupt keinen Schulabschluss hatten (12,0 Prozent), so lag die Quote der Angeklagten mit niedrigem Bildungsniveau bei 75,7 Prozent.⁵⁹

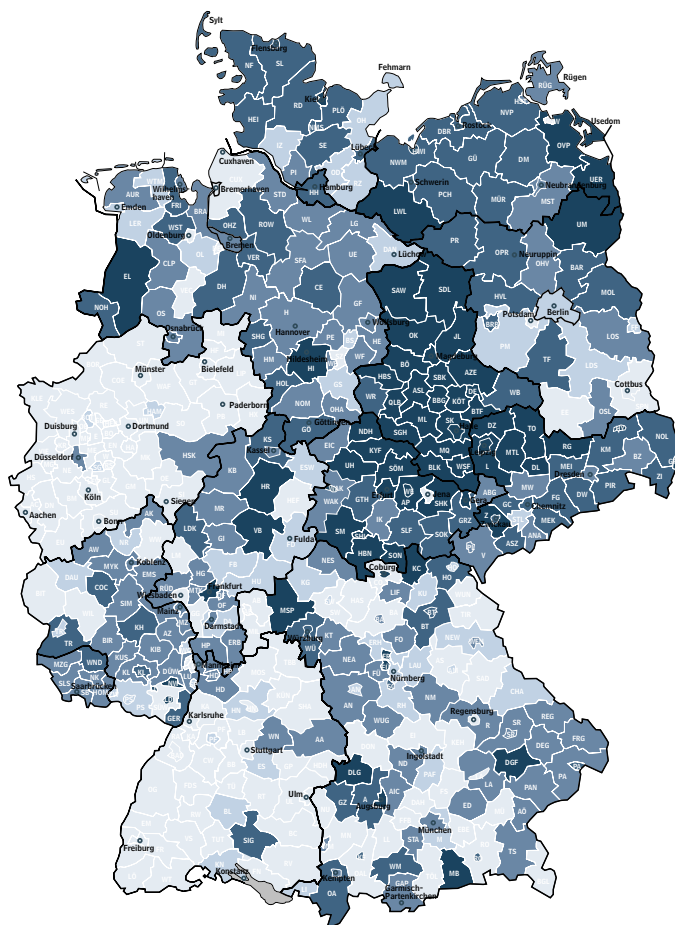
Interessanterweise finden wir in unserer statistischen Analyse keinen positiven, sondern sogar einen leicht negativen Zusammenhang zwischen Männerüberschüssen und Kriminalität. Das liegt zum einen daran, dass ein Mangel an jungen Männern vor allem in den Landkreisen der neuen Bundesländer zu beobachten ist – dort liegt die Kriminalitätsrate niedriger als in den Städten, wo das Geschlechterverhältnis ausgeglichener ist.



Körperverletzungen je
100.000 Einwohner
(Mittel 2003/2004)

- unter 380,5
- 380,5 bis unter 450
- 450 bis unter 550
- 550 bis unter 700
- 700 und mehr

(Datengrundlage:
Bundeskriminalamt)



Anteil männlicher Ju-
gendlicher ohne Haupt-
schulabschluss (an den
männlichen Abgängern
1998 bis 2004)

- unter 10
- 10 bis unter 11
- 11 bis unter 13
- 13 bis unter 15
- 15 und mehr

(Datengrundlage:
Statistisches Bundesamt)

Für die unerwartete „relative Friedfertigkeit“ der an jungen Frauen armen Regionen in den neuen Bundesländern ist vermutlich ein anderer Grund verantwortlich: Der Männerüberschuss ist dort nicht durch Zuwanderung von Männern entstanden – wie etwa bei der konfliktträchtigen Besiedelung Amerikas – sondern durch Abwanderung von Frauen. Während im wilden Westen vor allem die risikobereiten und abenteuerlustigen Jungsporne unterwegs waren, dürften junge Männer, die trotz wirtschaftlicher Krise in peripheren Regionen zurückbleiben, andere Persönlichkeitseigenschaften haben. Eine besondere Risikofreude und Aggressivität gehört offenbar nicht dazu.

Bildung und Arbeit für junge Männer ist die beste Gewaltprävention

Straftaten mit Körperverletzung kommen besonders häufig in dicht besiedelten Regionen vor. Auffällig ist das hohe Gewaltniveau in Sachsen-Anhalt, Mecklenburg-Vorpommern sowie in Teilen Brandenburgs und Thüringens. Es geht einher mit einem niedrigen Bildungsstand der jungen Männer.

8.2 Rechte Wähler – ein Männerphänomen

Mit der sächsischen Landtagswahl vom März 2004 zog erstmals seit 1968 die rechtsextreme NPD in ein deutsches Länderparlament ein – und das gleich mit 9,2 Prozent aller Wählerstimmen. Nach der Wahl in Mecklenburg-Vorpommern vom September 2006, bei der die NPD ihren Erfolg wiederholen konnte und wie in Sachsen sechs Landtagssitze eroberte, stellt sich die Frage, ob es sich bei den rechten Wählern nur um eine vorübergehende Erscheinung handelt, oder ob sich in manchen Regionen Deutschlands ein dauerhaftes rechtsextremes Wählerpotenzial etabliert. In beiden Bundesländern zeigt die geringe Wahlbeteiligung von weniger als 60 Prozent, dass die damit ausgedrückte Unzufriedenheit dem rechten Wählerpotenzial zu besonderer Geltung verhilft.

Die NPD erzielte ihre besten Wahlergebnisse meist in abgelegenen Landkreisen. Im Norden waren es die Bewohner Vorpommerns, nahe der polnischen Grenze, von denen mehr als zehn Prozent rechtsradikal votierten. In Sachsen sammelte die NPD die meisten Stimmen im Vogtland, im Erzgebirge und in der Oberlausitz ein – allesamt Regionen, die besonders unter der Wirtschaftskrise leiden. Allerdings auch im Landkreis Sächsische Schweiz vor den Toren Dresdens, der nicht zu den strukturschwächsten der Region zählt.

Eine genauere Definition des Begriffs Rechtsextremismus ist schwierig. Als extremistisch (sei es rechts oder links) gelten Organisationen, Ideologien oder Personen, die sich gegen die demokratische Grundordnung stellen und dabei auch gewaltsames Handeln befürworten. Beim „rechten“ Extremismus kommt zur Demokratiefeindlichkeit und Gewaltbereitschaft noch die Überzeugung, dass Menschen von Natur ungleich seien und die eigene Rasse oder Nation anderen überlegen sei. In der Praxis verbindet sich die Ablehnung von allem Fremden meist mit einer Vorliebe für starre Hierarchien und das „Recht des Stärkeren“. Rechtsextremisten erhoffen sich die Lösung gesellschaftlicher Probleme durch einen „starken Mann“, der die vermeintlich natürlichen Rechte der eigenen Gruppe wiederherstellt.⁶⁰

Da Rechtsextremismus stets ein ganzes Bündel von Einstellungen enthält, spricht eine Studie der Universität Bielefeld deshalb allgemeiner von „gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit“ und findet Teile davon in Fremdenfeindlichkeit, Rassismus, Antisemitismus, in dem Beharren auf Vorrechten von Etablierten und in der Ablehnung von Homosexuellen.⁶¹

Trotz vieler Untersuchungen gibt es keine stimmige Erklärung, wie rechtsextreme Einstellungen, speziell in den neuen Bundesländern, entstehen. Wissenschaftler sind unterschiedlicher Auffassung, ob etwa das Aufwachsen in einem autoritären Staat, das familiäre Umfeld, geringe Bildung oder Gewalterfahrung in der Kindheit ausschlaggebend sind oder eher wirtschaftliche Benachteiligung, Armut und Arbeitslosigkeit.

Gut erforscht sind hingegen die sozialstrukturellen Merkmale von Menschen mit rechtsextremen Tendenzen. Eine Untersuchung von Wissenschaftlern der Universität Nürnberg zeigt einen deutlichen Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit, geringer Bildung und rechtsextremer Einstellung. In der Studie stuften sich zwar Arbeitslose wie Erwerbstätige zu neun Prozent selbst als „rechts“ ein. Wurde aber differenziert gefragt, etwa nach ausländerfeindlichen Einstellungen, so äußerten sich 29 Prozent der Arbeitslosen, aber nur 14 Prozent der Erwerbstätigen entsprechend.⁶² Auch die Absicht, gegebenenfalls eine rechtsextreme Partei zu wählen, war unter Arbeitslosen mit vier Prozent doppelt so häufig vertreten wie unter Erwerbstätigen. Menschen mit geringem und mittlerem Bildungsstand (Haupt- oder Realschulabschluss) erwiesen sich als deutlich ausländerfeindlicher als höher Gebildete.

	ausländerfeindlich	antisemitisch	Bezeichnen sich selbst als „rechts“	Wahlabsicht „Republikaner“
Alter	Prozent	Prozent	Prozent	Prozent
18 bis 29 Jahre	12	2	6	3
30 bis 44 Jahre	15	4	6	2
45 bis 60 Jahre	19	6	11	2
60 und älter	27	11	15	2
Gesamt	18	6	10	2
Geschlecht				
Männlich	17	6	11	3
Weiblich	20	5	8	1
Gesamt	18	6	10	2

Je älter, desto rechter die Einstellung – aber nicht das Wahlverhalten

Mit dem Alter steigen Vorbehalte gegen Ausländer und die Selbsteinschätzung, „rechts“ zu denken. Frauen und Männer unterscheiden sich in ihrer Auffassung wenig – wohl aber im Wahlverhalten.

„Rechte“ Einstellungen nach Alter und Geschlecht (1996) in der Gesamtbevölkerung in Prozent (Datengrundlage: Bacher 1999: 30, Sonderauswertung des ALLBUS 1996)

Menschen, die mit rechtem Gedanken- gut sympathisieren, wählen jedoch nicht unbedingt rechtsradikal. Rechtsextreme Einstellungen, das zeigen viele Untersu- chungen, sind bei älteren Menschen stärker ausgeprägt als bei jüngeren.⁶³ Der Anteil von Personen, die sich ausländerfeindlich oder antisemitisch äußern oder selbst als „rechts“ einstufen, steigt von Altersgruppe zu Alters- gruppe. Bei den Wählern rechtsextremer Parteien ist es umgekehrt: Sie sind mehrheit- lich zwischen 18 und 35 Jahre alt und vor- wiegend männlich. Bei den Landtagswahlen in Sachsen 2004 wählte knapp ein Fünftel der 18- bis 34-jährigen Männer NPD. Bei der Landtagswahl in Mecklenburg-Vorpom- mern im Jahr 2006 war die Wählerstruktur ähnlich: Unter 30-jährige Männer, Personen mit niedrigem Bildungsniveau, Arbeiter und Arbeitslose wählten überdurchschnittlich häufig NPD.⁶⁴

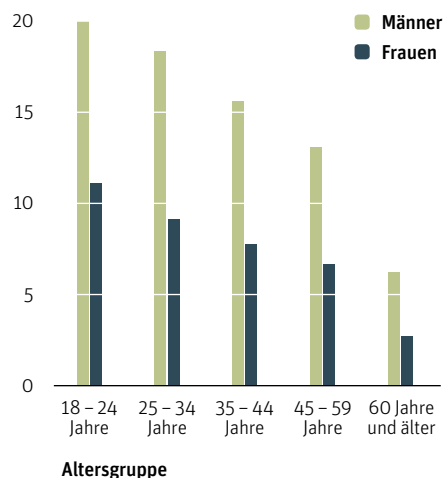
Doch warum wählen junge Männer – vor allem in den neuen Bundesländern – so viel häufiger als Frauen eine rechtsextreme Par- tei? Offensichtlich, weil sie geringer gebildet und häufiger arbeitslos sind als Frauen oder ihre Geschlechtsgenossen im Westen. Wir vermuten darüber hinaus einen weiteren Aspekt männlichen Unbehagens, der rechtes Wahlverhalten befördert: Eine tief greifenden Entwertung traditioneller männlicher Rollen- vorstellungen.

8.3 Protestwähler gegen den Wertverlust tradi- tioneller Männlichkeit

In einem 1983 in den USA erschienen Buch mit dem Titel „Too many women“⁶⁵ vertraten die Autoren die Ansicht, dass die gesell- schaftlichen Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern durch zwei verschiedene Aspekte geprägt werden: Einerseits durch strukturelle Macht, die sich in der Verteilung von Ämtern, Positionen und Einkommen äußert – sie lag im Wesentlichen traditionell bei den Männern. Aber andererseits auch durch die Machtverteilung in Paarbeziehun- gen. Und diese wird nach Meinung der Auto- ren auch vom zahlenmäßigen Verhältnis der Geschlechter beeinflusst. Ist ein Geschlecht in deutlicher Unterzahl, kann es seine Er- wartungen an einen Partner erhöhen, da die Wahlmöglichkeiten zunehmen. Das überzäh- lige Geschlecht verliert somit an Einfluss in den Paarbeziehungen.

In traditionellen bürgerlichen Gesellschaften war die Frau durchweg auf das Einkommen des Mannes angewiesen. So sicherte die strukturelle Macht des Mannes auch seinen Einfluss innerhalb der Partnerschaft. Der Mann hatte meist eine höhere Bildung und/oder einen höheren beruflichen Status, die Partnerin konnte an den Ressourcen ihres Mannes teilhaben, hatte aber unabhängig von ihrem Partner keinen Anspruch darauf.

In der DDR war die finanzielle Unabhängig- keit der Frauen durch ihre hohe Erwerbsbe- teiligung höher als im Westen. Dennoch hat- ten männliche Berufe durch ihre Bedeutung in der klassischen Industriegesellschaft oft einen hohen Status. Unter heutigen Bedin- gungen führen jedoch die hohe Erwerbsnei- gung der Frauen in den neuen Bundesländern und ihre höhere Qualifikation bei gleichzei- tigem Bedeutungsverlust der klassischen Männerberufe dazu, dass ein Teil der Männer nicht nur bei der Arbeits-, sondern auch bei der Partnersuche äußerst geringe Chancen hat. Diese Benachteiligung könnte in Teilen der männlichen Bevölkerung eine Sehnsucht nach Aufwertung der klassischen Männerrol- le entstehen lassen. Rechte Parteien stehen für ein solches, klassisches Rollenbild und die traditionelle Machtverteilung zwischen den Geschlechtern. Bei ihnen steht der Mann als Familienernährer klar im Mittelpunkt des politischen Programms.



Junge Männer wählen eher rechts als Frauen

NPD-Wähler sind mehrheitlich junge Erwach- sene – und doppelt so häufig männlich wie weiblich. Die Wählerschaft in Sachsen unter- scheidet sich in dieser Hinsicht nicht von jener in Mecklenburg-Vorpommern.

Wählerstimmen für die NPD (Zweitstimmen) bei der Landtagswahl 2004 in Sachsen nach Alter und Geschlecht in Prozent (Datengrundlage: Statistisches Landesamt Sachsen)

So ist im Parteiprogramm der NPD zu lesen: „Die Leistung der Hausfrau und Mutter ist mit keiner Leistung anderer Berufe zu vergleichen. [...] Sie sollte nicht aus finanziellen Gründen außerhalb der Familie arbeiten müssen, da der Beruf in der Familie sie voll auslastet.“⁶⁶ Eine ähnliche Passage findet sich auch im Programm der Republikaner: „Die Gleichberechtigung der Frau kann nur unter Berücksichtigung der ihr eigenen Werte und Fähigkeiten verwirklicht werden. Es ist daher anzustreben, dass die Frau in politischer wie auch in sozialer Hinsicht grundsätzlich gleichwertig, aber keinesfalls gleichartig zu behandeln ist. Die heutige Gleichmacherei von Frau und Mann lehnen wir ab.“⁶⁷ Rechte Parteien sehen Politik für Frauen lediglich als Mütter- oder Bevölkerungspolitik.⁶⁸ Eine Botschaft rechtsradikaler Parteien an potenzielle Wähler in den neuen Bundesländern lautet denn auch: Mehr Macht für den kleinen Mann von hier.

Welche Bedingungen helfen den Rechten?

Tendenziell erreicht die NPD dort hohe Wähleranteile, wo Frauen in großer Zahl abgewandert sind, wo junge Männer vergleichsweise häufig Beschäftigung finden, aber wenige höher gebildete junge Männer die Schulen verlassen. Die Höhe der Jugendarbeitslosigkeit steht in keinem deutlichen Zusammenhang zum Anteil rechtsextremer Wählerstimmen.

Zusammenhang zwischen dem Wahlergebnis rechter Parteien bei der Bundestagswahl 2005, sozioökonomischen Indikatoren und der Geschlechterproportion (Kreise und kreisfreie Städte in den neuen Bundesländern und Berlin)
(Datengrundlage: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen)

	Frauen je 100 Männer 18 bis 29 Jahre (2004)	Jugendarbeitslosigkeit Männer (2004)	männliche Schulabgänger mit Hochschulreife je 1.000 Personen 15-20 (98 bis 03)	Arbeitslosenquote gesamt (2004)	Erwerbstätigenquote unter 30j Männer (2002 bis 2004)	Beschäftigtenanteil im produzierenden Gewerbe (2004)	Beschäftigtenanteil im Baugewerbe (2004)
Wählerstimmenanteil Republikaner und NPD 2005	- 0,37	- 0,05	- 0,32	0,01	0,46	0,38	0,29
Wählerstimmenanteil NPD 2005	- 0,40	0,05	- 0,26	0,08	0,39	0,27	0,28

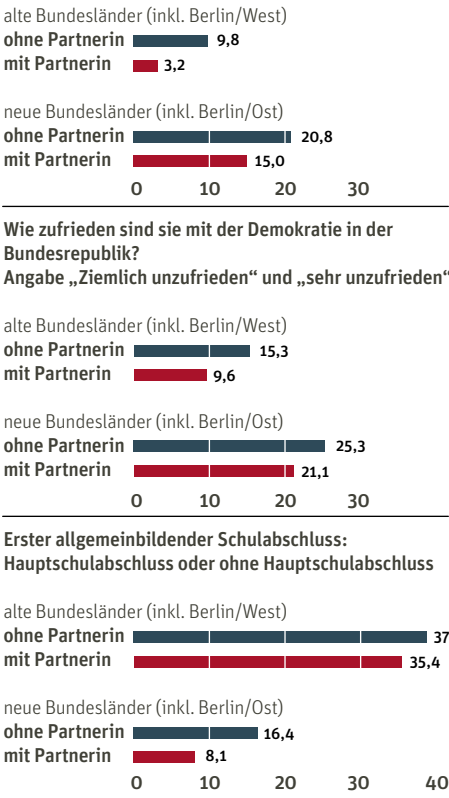
Unzufrieden und partnerlos

Partnerlose Männer fühlen sich in der Gesellschaft eher benachteiligt. Im Osten Deutschlands finden sich in dieser Personengruppe besonders viele Männer mit geringen Bildungsabschlüssen und minderem beruflichen Status.

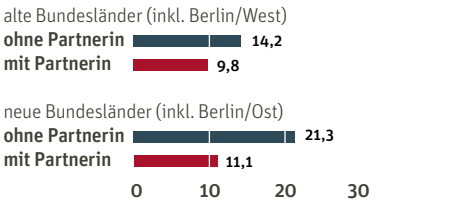
Enthält nur Personen, die auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik geboren sind. „Ohne Partnerin“ bedeutet: ledig ohne Partnerin, verheiratet und getrennt lebend ohne neue Partnerin, sowie geschieden oder verwitwet ohne neue Partnerin.

Angaben 20- bis 39-jähriger Männer mit und ohne Partnerin in Ost- und Westdeutschland in Prozent (2000)
(Datengrundlage: DJI-Familiensurvey 3. Welle, replikativer Survey, Datensatz gewichtet, eigene Berechnungen)

Glauben Sie, dass Sie in dieser Gesellschaft ihren gerechten Anteil erhalten?
Antwort: Sehr viel weniger als einen gerechten Anteil



Berufliche Stellung:
An- oder ungelernter Arbeiter



Bei der Auswertung von Daten aus dem Familiensurvey⁶⁹ des Deutschen Jugendinstituts bestätigt sich unsere Vermutung, dass partnerlose Männer geringer gebildet sind, als jene, die in einer Beziehung leben: In den neuen Bundesländern sind 21 Prozent der partnerlosen Männer, aber nur elf Prozent der in Partnerschaft lebenden un- oder angelernte Arbeiter. Partnerlose Männer haben dort zu 16 Prozent lediglich einen Hauptschul- oder gar keinen Schulabschluss. Nur acht Prozent der Männer in Partnerschaften sind so gering gebildet. Im Westen liegt der Anteil der gering Gebildeten unter partnerlosen und liierten Männern in etwa auf gleicher Höhe. Eine schlechte Bildung macht es demnach für Männer in den neuen Bundesländern deutlich wahrscheinlicher als im Westen, partnerlos zu bleiben. Dieses Schicksal trifft somit vor allem Männer, die unter besonders unsicheren Beschäftigungsverhältnissen leiden.

Aufschlussreich sind auch die Einstellungen der Männer zur Gesellschaft der Bundesrepublik. Fragt man junge Männer im Osten, wie zufrieden sie mit der herrschenden Demokratie im Großen und Ganzen sind, so antworten 21 Prozent der Männer in Partnerschaften, sie seien ziemlich oder sehr unzufrieden. Bei den partnerlosen Männern sind es 25 Prozent.

Bei der Frage, ob die Männer glauben, im Vergleich zu Anderen in dieser Gesellschaft ihren gerechten Anteil zu bekommen, entlädt sich großer Frust: 21 Prozent der partnerlosen Männer im Osten glauben, dass sie gegenüber anderen Menschen „sehr viel weniger als ihren gerechten Anteil“ bekommen – bei den Ost-Männern, die in Beziehungen leben, sind es nur 15 Prozent. Auch im Westen zeigt sich diese Tendenz, aber dort sind – auch aufgrund der besseren wirtschaftlichen Situation – die Unzufriedenheits-Werte deutlich geringer.

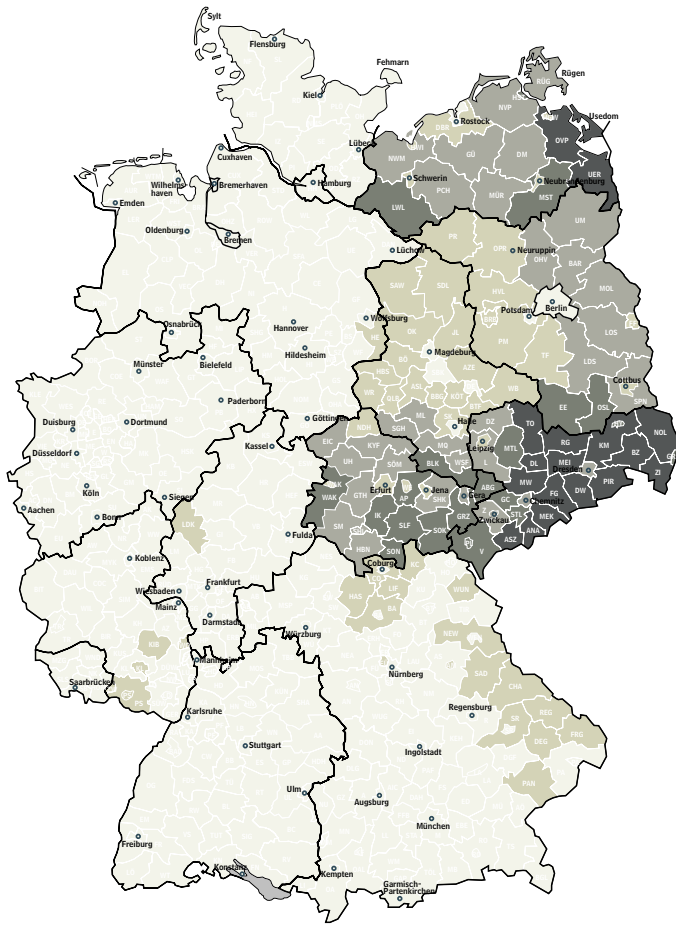
In den neuen Bundesländern ist somit die Gruppe der jungen Männer, die sowohl unzufrieden als auch partnerlos sind, besonders groß. Frauen sind in den neuen Bundesländern nicht zufriedener als Männer. Sind sie partnerlos, glauben sie noch häufiger, dass sie nicht ihren gerechten Anteil bekommen. Allerdings ist die Zahl weiblicher Singles deutlich geringer als die der Männer.

Auf regionaler Ebene liegen die Zusammenhänge zwischen Frauenmangel und rechtem Wahlverhalten dabei etwas anders als bei der Kriminalität: Weder eine hohe Jugendarbeitslosenquote noch ein hoher Anteil männlicher Schulabgänger ohne Hauptschulabschluss steht in einem deutlichen Zusammenhang mit dem Anteil rechter Wählerstimmen bei den letzten Bundestagswahlen. Regionen, in denen rechtsextreme Parteien viele Wählerstimmen bekommen, sind vielmehr solche, in denen die Beschäftigtenquote junger Männer vergleichsweise hoch ist. Dort sind klassische, männerdominierte Branchen, wie das produzierende Gewerbe und das Baugewerbe noch relativ stark vertreten. Ein deutlicher Zusammenhang zeigt sich auch mit dem Männerüberschuss und mit einem geringen Anteil männlicher Abiturienten. Es scheinen also die Männer mit mittlerer Schulbildung und klassischen Männerberufen zu sein, die sich angesichts prekärer Verhältnisse in ihrer Existenz und ihrem Rollenbild besonders bedroht fühlen. Frauen haben diese Regionen mangels geeigneter Arbeitsplätze hingegen in großer Zahl verlassen.

Auch bei einer multivariaten Datenanalyse, die mehrere Einflussfaktoren gleichzeitig berücksichtigt, lässt sich feststellen, dass der Wähleranteil rechtsextremer Parteien tendenziell in solchen Regionen hoch ist, wo relativ viele junge Männer eine Beschäftigung finden, die Gesamt-Arbeitslosenquote jedoch hoch ist und viele junge Frauen abgewandert sind.

In den drei Kreisen mit den höchsten Republikaner- und NPD-Wähleranteilen im Jahr 2005 (Sächsische Schweiz, Riesa-Großenhain und Mittlerer Erzgebirgskreis) stehen jeweils deutlich mehr als 40 Prozent aller unter 30-jährigen Männer in einem Beschäftigungsverhältnis. Im Mittleren Erzgebirgskreis ist die Beschäftigtenquote der unter 30-jährigen mit 48 Prozent sogar eine der höchsten in den neuen Bundesländern. Von hoher Arbeitslosigkeit sind die Regionen dennoch betroffen – allerdings nicht stärker als andere Regionen in den neuen Bundesländern. Es handelt sich durchweg um Regionen, aus denen viele junge Frauen abgewandert sind, denn Arbeit gibt es dort vor allem in „männlichen“ Branchen wie dem verarbeitenden Gewerbe. In allen drei Kreisen kommen auf 100 junge Männer weniger als 83 Frauen.

Insgesamt erklären die genannten Faktoren natürlich nur einen Teil des Wahlverhaltens. Es spielt mit Sicherheit auch eine Rolle, welche politische Kultur in einer Region vorherrscht, wie aktiv die einzelnen politischen Parteien sind und welche Kandidaten aufgestellt werden. Doch die regionalen Zusammenhänge deuten darauf hin, dass sich in Gebieten, die geprägt sind von klassischen Branchen, wo Bildungseliten fehlen und Frauen abwandern, eine männerdominierte Gesellschaft einstellt, in der das Gedankengut rechtsextremer Parteien besonders leicht Wurzeln schlägt.



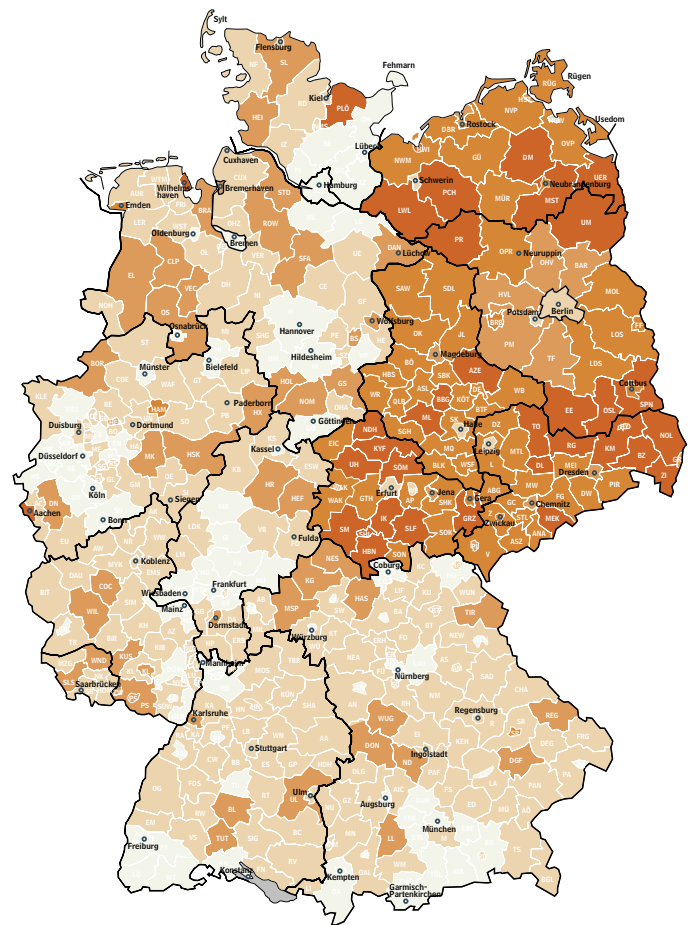
Wo die jungen Frauen fehlen, erhalten die rechtsextremen Parteien Zulauf

Der Zusammenhang zwischen den Wahlergebnissen der NPD und dem regionalen Überschuss an jungen Männern ist deutlich zu erkennen. Die Korrelation für alle 439 Kreise Deutschlands beträgt 0,73. Rechtsradikal zu wählen, ist demnach kein simples Phänomen der neuen Bundesländer. Die Frustration, die sich in dem Wahlverhalten ausdrückt, beruht auf hoher Arbeitslosigkeit, niedrigem Einkommen, geringer Bildung, dem Mangel an Frauen – und der Entwertung klassischer männlicher Rollen.

Wahlergebnisse der NPD bei der Bundestagswahl 2005 in Prozent

- unter 2
- 2 bis unter 3
- 3 bis unter 4
- 4 bis unter 5
- 5 und mehr

(Datengrundlage: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen)



Anzahl Frauen je 100 Männer in der Gruppe der 18- bis 34-Jährigen (2004)

- 100,1 und mehr
- 95,1 bis 100
- 90,1 bis 95
- 84,1 bis 90
- unter 84,1

(Datengrundlage: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen)

9 AUSWIRKUNGEN DES FRAUENMANGELS AUF DIE ZUKUNFT DER NEUEN BUNDESLÄNDER

Seit ihrem historischen Tief Mitte der 1990er Jahre steigt die Kinderzahl je Frau, in den neuen Bundesländern wieder an und liegt heute nur noch wenig unter dem Wert Westdeutschlands. Mit 1,2 Kindern je Frau stehen die Zeichen dennoch auf massiven Schwund. Und der wird noch dadurch beschleunigt, dass mit den jungen Frauen die potenziellen Mütter der nächsten Generation verloren gegangen sind. Mit jeder Abwanderung schwindet somit auch ein Stück Zukunft. Hätten junge Frauen den Osten lediglich in gleichem Umfang verlassen wie Männer, so wären im Jahr 2005 in den neuen Bundesländern 11.000 Kinder mehr geboren worden. Im gesamten Zeitraum zwischen 1995 und 2005 summiert sich der Geburtenverlust durch die überproportionale Abwanderung von Frauen auf etwa 100.000.⁷⁰

Es sind vor allem die qualifizierten jungen Frauen, die ihre Kinder nun in den alten Bundesländern zur Welt bringen. Ein Teil jener Kinder, die in den peripheren Regionen der neuen Bundesländer aufwachsen, haben hingegen einen denkbar schlechten Start in die Zukunft, denn sie wachsen in prekären Verhältnissen auf. Ihr Alltag ist geprägt von der Arbeitslosigkeit der Eltern, aus der sie oft ihre eigene Perspektivlosigkeit ableiten. Das wirkt sich wiederum negativ auf die schulischen Leistungen aus. Dieser Aspekt ist auch in unseren Gesprächen vor Ort immer wieder zum Thema geworden.

... und die Kinder?

„Gegenwärtig kommt hier eine Generation ins Berufsleben, die mit der Arbeitslosigkeit groß geworden ist“, sagt Sozialarbeiter K. „In Gesprächen hört man häufig raus: ‚Na, ich mach‘ Hartz IV, ich hab ja eh keine Chance. Mal sehen, was mir das Arbeitsamt gibt.‘ Wenn man dann die Eltern trifft und sich mit denen unterhält, kriegt man ähnliche Antworten: ‚Vielleicht krieg‘ ich ‘nen Eineuroffizijob, ich hatte ja mal ABM.‘ Die Jugendlichen sind mit der Arbeitslosigkeit groß geworden und haben erkannt, dass man auch mit staatlicher Unterstützung sein Leben fristen kann. Zwar nicht mit ‘nem BMW, aber zum Essen und Trinken reicht es.“

Ein Teil der Kinder und Jugendlichen scheint den Glauben daran verloren zu haben, dass ein Mensch sein Leben in die eigenen Hände nehmen, etwas aus sich machen kann. Für sie stellt sich gar nicht die Frage, was sie mal werden wollen. Sie lassen sich einfach von der zuständigen Behörde mit einer „Maßnahme“ überraschen. Und das liegt auch daran, dass Kinder aus sozial schwachen Familien von ihren Eltern wenig auf ein selbständiges Leben vorbereitet werden: „Ich beobachte“, sagt Bernd Noack, Bürgermeister von Ebersbach, „dass die allgemeine soziale Kompetenz abnimmt. Ich erlebe Familien, in denen die Schwierigkeiten, die die Eltern haben, nahtlos auf die Kinder

übergehen. Ich erlebe Eltern, die nicht in der Lage sind, Erziehung zu leisten, weil sie auch die einfachsten pädagogischen Grundsätze nicht beherrschen ... Wir haben da in den vergangenen Jahren als Kommune, als Land und Kreis Hilfen gekürzt. Es gibt weniger Sozialarbeiter und Anlaufstellen. Das Umfeld für Jugendliche ist sicher schwieriger geworden. Es ist viel an Zwang und Fremdbestimmung weggefallen. Aber mit dieser neuen Freiheit auch etwas anzufangen, da sind viele überfordert ... Wir fangen immer erst dann an, wenn die Kinder wirklich auffällig werden und die Nichterziehungsfähigkeit der Eltern amtlich festgestellt ist.“

Familien in der Dauerarbeitslosigkeit schotten sich mehr und mehr ab. In ihren familiären und nachbarschaftlichen Netzwerken kennen sie sich aus, dort glauben sie alles zu bekommen, was sie zum Leben brauchen. Sozialarbeiterin L. sieht das so: „Die Bereitschaft dieser Familien, dazuzulernen und Hilfe von außen anzunehmen, wird nach meiner Erfahrung immer geringer. Die kümmern sich lieber um sich selbst. Wir kämpfen sehr darum, dass Kinder aus bestimmten problematischen Familien die Kindereinrichtung besuchen. Doch wovon sollen die Familien das fällige Essengeld bezahlen? Die Unterbringungskosten übernimmt das Jugendamt, doch das Essengeld müssen die Eltern übernehmen. Dann lassen die das Kind lieber zuhause.“

Doch nicht nur „Problemeltern“ haben Problemkinder. Auch Männer und Frauen aus der Mittelschicht beobachten Veränderungen, besonders bei ihren Söhnen. Sozialarbeiterin R. erklärt: „Ich habe drei Kinder, in sehr unterschiedlichem Alter. Mit dem Großen habe ich in dieser Richtung nie Probleme gehabt. Doch ich habe auch einen kleinen Sohn und der hat so richtig „null Bock“. Ich kann nur sagen, das ist die Gesellschaft, so wie sie sich jetzt entwickelt hat. Wenn ich in seiner Klasse frage, die sind alle so. Ich weiß nicht, wo das herkommt.“

Es scheint zu kurz gegriffen, diese soziale Erosion nur auf die hohe Arbeitslosigkeit zu schieben. Vor allem erklärt sie nicht, warum junge Frauen mehrheitlich viel besser mit der Situation umzugehen scheinen als junge Männer. Frau R. sagt: „Ich erlebe das ja auch bei meinem jüngsten Sohn. Seine Kommunikationsfähigkeit hat unheimlich nachgelassen. Er ist wirklich kaum in der Lage, seine Probleme zu äußern. Und ich glaube, das geht vielen Jungs so. Wodurch das kommt, weiß ich nicht. Das ist etwas, was ich mir nicht erklären kann. Dort müsste man mit Kommunikationstraining speziell für Jungen ansetzen. Überhaupt, finde ich, sollte man mehr Jungenprojekte initiieren. Denn inzwischen sind es die Jungen, die mehr Förderbedarf haben. Die Mädchen sind besser in der

Schule. Auch einfach, weil sie sich äußern. Weil sie ihre Probleme vorbringen, während die Jungen sich in ihre Ecke zurückziehen.“

Noch während unseres Aufenthaltes in Herzberg erscheint in der regionalen Tageszeitung Elbe-Elster-Rundschau ein längerer Beitrag über die Häufung von Verhaltensauffälligkeiten und Lernstörungen bei Schülern im Landkreis und in der angrenzenden Lausitz.⁷¹ Eine „normale“ Schulbiografie scheint fast schon die Ausnahme zu sein. Zwei bis fünf Prozent aller Schüler im Einzugsbereich des schulpсихologischen Dienstes Cottbus leiden nach diesem Bericht unter Aufmerksamkeits- und Hyperaktivitätsstörungen. Weitere vier bis fünf Prozent unter Lese-, Rechtschreib- oder Rechenschwäche. Auch Probleme mit Schulverweigerern, depressiven Jugendlichen, Alkoholmissbrauch und Selbstverletzungen nähmen zu, vor allem bei männlichen Jugendlichen. Als Ursachen werden Trennung oder nicht verkräftete Arbeitslosigkeit der Eltern vermutet sowie Pubertätsstörungen.

Die in dem Artikel zitierten Fachleute des schulpсихologischen Dienstes Cottbus erhoffen sich eine Verbesserung der Situation vom Ausbau von Ganztagschulen. Der Hintergrund dieser Forderung ist klar: Kinder in den peripheren, wirtschaftlich benachteiligten Regionen der neuen Bundesländer

drohen zunehmend zu verwahrlosen. Nicht nur die Lage auf dem Arbeitsmarkt raubt ihnen die Zukunftschancen, sondern auch die eigenen Eltern tun dies. Zu viele bringen ihren Kindern nichts mehr bei, geben keine Vorbilder, leben die Aussichtslosigkeit vor. Sie haben sich in körperliche und intellektuelle Untätigkeit ergeben und lassen häufig zu, dass der Bildschirm zum Erzieher der Kinder wird.

Der fatale Kreislauf aus eigener Arbeitslosigkeit und Chancenmangel der Kinder wird auch an der Zunahme der Mütter im Teenager-Alter deutlich: Die multivariate Regressionsanalyse für die Kreise der neuen Bundesländer zeigt, dass dort besonders viele 15- bis 20-jährige Frauen Kinder bekommen, wo die weibliche Jugendarbeitslosenquote hoch ist und wo überproportional viele junge Frauen keinen beziehungsweise höchstens den Hauptschulabschluss erreichen.

Und auch der Männerüberschuss bei den 18- bis 29-Jährigen zeigt einen Zusammenhang mit den Teenager-Schwangerschaften. Es könnte sein, dass für Männer in den Altersklassen, in denen sie normalerweise eine Partnerin suchen, zu wenige Frauen vorhanden sind, und Männer deswegen auf jüngere Altersklassen ausweichen. Für die wenig gebildeten unter 20-jährigen Frauen könnten selbst Männer, die auf dem Partnermarkt ansonsten wenige Chancen haben, attraktiv sein, weil sie womöglich über ein eigenes Auto, eine eigene Wohnung und höhere Lebenserfahrung verfügen.

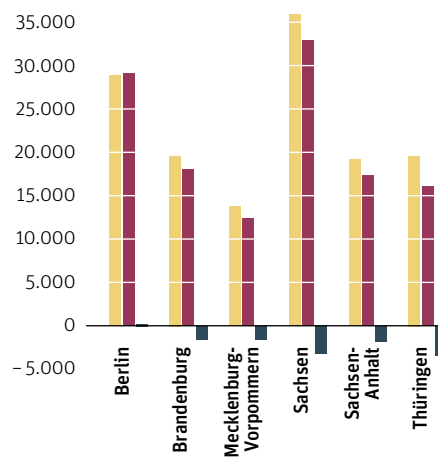
Angesichts der problematischen demografischen Entwicklung haben die peripheren Regionen der neuen Bundesländer dringend Nachwuchs nötig. Wer die Kinder bekommt, ist dabei grundsätzlich egal, denn Kinder haben einen Wert an sich. Wenn aber gerade in sozial schwachen Familien viele Kinder aufwachsen, ist es umso wichtiger, diesen die besten Startchancen ins Leben zu geben. Die Empfehlungen auf den nächsten Seiten geben erste Anhaltspunkte, wie dies zu erreichen wäre.

Mit den jungen Frauen wandern die potenziellen Mütter ab

Im Jahr 2005 wären in den neuen Bundesländern bei einer normalen Geschlechterproportion von 96 Frauen zu 100 Männern 11.000 Kinder mehr zur Welt gekommen. Seit 1995 summiert sich die Zahl der durch selektive Abwanderung ausgefallenen Geburten in den neuen Ländern auf etwa 100.000.

Tatsächliche Geburtenzahl und prognostizierte Zahl der Geburten bei ausgewogenem Geschlechterverhältnis in den neuen Bundesländern im Jahr 2005 (Datengrundlage: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnungen)

■ Geburtenzahl ohne überproportionale Abwanderung von Frauen
■ tatsächliche Geburtenzahl
■ Differenz



10

WAS TUN?

Wege aus der Krise in den wirtschaftlichen Abstiegsregionen der neuen Bundesländer

Nicht nur die Politik, sondern die ganze Gesellschaft steht in den neuen Bundesländern vor der gewaltigen Aufgabe, bei rückläufigen Bevölkerungszahlen und sinkenden Einnahmen drei Problemfelder gleichzeitig anzugehen:

Erstens die nachwachsende Generation auch angesichts von Ausbildungs- und Arbeitsplatzknappheit so zu qualifizieren, dass sie die Chance hat, ihr Leben eigenständig zu gestalten. Zweitens Arbeitslose und Abgehängte in eine volkswirtschaftlich sinnvolle Beschäftigung zu führen, um Kosten zu sparen und um den Betroffenen eine gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen. Und drittens der alternden Generation, die zum Teil nach langen Jahren der Arbeitslosigkeit ins Rentenalter kommt, ein Auskommen zu sichern und vorhandene Potenziale dieser Menschen für die Gesellschaft zu nutzen.

Angesichts der schwierigen Lage in vielen Landstrichen der neuen Bundesländer sind vor allem in den Bereichen Bildung, Ausbildung und Arbeitsmarkt Reformen dringend geboten. Die faktische Halbierung der jüngeren Generation durch den Geburtenrückgang kann dabei eine Chance auf bessere gesellschaftliche Einbindung bieten.

Patentlösungen sind angesichts der weitreichenden und komplexen Probleme nicht zu erwarten. Folgende Empfehlungen, die aus der Arbeit an dieser Studie resultieren und keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, sollten auf alle Fälle beachtet werden. Viele der Vorschläge beziehen sich auf junge Männer, denn diese haben weit mehr Schwierigkeiten als junge Frauen, die wirtschaftlichen und sozialen Umbrüche zu bewältigen. Die gezielte Förderung von jungen Männern ist aber keineswegs als neue Benachteiligung von Frauen auszulegen.



1

Neue Rollenbilder für Männer schaffen

Junge Männer, insbesondere in den Abstiegsregionen der neuen Bundesländer, müssen eine neue Bestimmung in der Gesellschaft finden, denn die alte ist ihnen durch die sozio-ökonomischen Umbrüche häufig abhanden gekommen. Spätestens seit der Wende ist klar, dass es die sozialistischen Helden der körperlich schweren Arbeit nicht mehr gibt. Männer müssen lernen, in Dienstleistungsberufen vorzudringen, die gerade im Osten noch immer eher als „weiblich“ gelten, und dass Bildung das wichtigste Kapital in der modernen Wissensgesellschaft ist. Dabei ist es notwendig, zu vermitteln, dass eine „moderne Männlichkeit“ auch vermeintlich weibliche Eigenschaften wie Kooperations- und Teamfähigkeit, soziale Kompetenz und Fürsorge umfasst. Eine zeitgemäße Rollenfindung für junge Männer ist außerdem wichtig, damit diese in Partnerschaften ernst genommen werden, beziehungsweise damit sie überhaupt eine Chance auf eine Partnerin und eine mögliche Familiengründung haben.

2 Junge Männer gezielt motivieren

Vielen männlichen Jugendlichen ist nicht bewusst, dass sie in Sachen Bildung zu einem schwachen Geschlecht geworden sind. Es ist ihnen auch nicht klar, in welche ausweglose Lage sie sich manövrieren, wenn sie sich in Schule und Ausbildung nicht ausreichend engagieren. Um diese Defizite zu kompensieren, sind klassische Informationskampagnen notwendig („Mehr Jungen an die Gymnasien!“). Aber auch Sozialarbeiter und Lehrer sollten intensiv auf die jungen Männer einwirken. Solche Kampagnen sind seit den 1960er Jahren bekannt und erfolgreich erprobt, damals allerdings, um Mädchen bessere Chancen im Bildungssystem zu verschaffen. Im Westen Deutschlands werden sie heute eingesetzt, um Migrantenkinder stärker in die Gesellschaft einzubinden.

3 Eltern über die Lage der Jugendlichen aufklären

In den peripheren Gebieten der neuen Bundesländer entsteht trotz Massenarbeitslosigkeit ein Mangel an Fachkräften. Dieser Umstand erklärt sich weitgehend aus der unzureichenden Qualifikation und Motivation eines Teils der jüngeren Generation. Eltern, speziell von männlichen Jugendlichen, sind

sich dieser Lage offenbar nicht ausreichend bewusst. Sie müssen erkennen, dass Bildung – gepaart mit Engagement – der einzige Weg zu gesellschaftlicher Teilhabe ist. Hier eröffnet der demografische Wandel auch Chancen: Durch den Geburteneinbruch nach der Wende steht dem Arbeitsmarkt in den neuen Bundesländern bald nur noch eine halbierte Generation zur Verfügung. Kommende Berufseinsteiger haben damit deutlich bessere Chancen – vorausgesetzt, sie sind ausreichend qualifiziert.

4 Ganztagschulen einrichten, um Kinder von problematischen Elternhäusern zu entkoppeln

Wo Eltern nicht über die Qualifikation und die materiellen Möglichkeiten verfügen, ihre Kinder optimal zu fördern, muss der Staat mehr Verantwortung für das Heranwachsen der Kinder übernehmen. Außerdem ist offenbar das bestehende Schulsystem nicht geeignet, Mädchen und Jungen gemäß ihrer Anlagen optimal zu fördern. Eine ganztägige Kindergarten- und Schulbetreuung durch qualifiziertes Personal – auch im Hinblick auf die besonderen Probleme männlicher Jugendlicher – sollte hier Defizite des familiären Umfeldes kompensieren. Dabei sollten die zusätzlichen schulischen Aktivitäten auch kommunikationsschwächeren männlichen Schülern Möglichkeiten bieten, ihre eigenen Stärken kennen zu lernen – etwa über Sport und Musik.

5 Mehr männliches Personal in Kindergärten und Grundschulen engagieren

Jungen brauchen wie Mädchen Rollenvorbilder und gleichgeschlechtliche Ansprechpartner, finden diese aber in den Grundschulen und Kindergärten kaum noch. Dies ist einer der Gründe für mangelnde Schulleistungen von Jungen. Ein ausgeglichenes Geschlechterverhältnis im Erziehungswesen ist deshalb die Voraussetzung für gleiche Chancen von Mädchen und Jungen. Notwendig für diese Veränderung ist auch eine gesellschaftliche Aufwertung der Erziehungsberufe – unter anderem durch eine bessere Entlohnung. Darüber hinaus sind Erzieherinnen und Erzieher an Fachhochschulen (und nicht an Fachschulen) zu qualifizieren, damit sie Inhalte auf höherem Niveau als heute vermitteln lernen. Bei der Ausbildung ist mehr als heute Wert auf pädagogische, soziale und psychologische Fähigkeiten zu legen. Ebenso sind Werbekampagnen („Auch Erziehungsberufe sind Männerberufe!“) notwendig, um Vorurteile abzubauen.

6 Gesundheits-Check im Vorschulalter einführen

Nicht erst zur Einschulung, sondern bereits im Alter von vier Jahren sollte bei Kindern ein verpflichtender Gesundheits-Check durchgeführt werden, damit Wahrnehmungsstörungen, mangelnde Sprachfähigkeit und Verhaltensauffälligkeiten frühzeitig diagnostiziert werden können. Diese Auffälligkeiten treten überproportional bei Jungen auf. Die untersuchenden Ärzte sollten im Bedarfsfall gezielt mit den Eltern reden, um therapeutische Maßnahmen einzuleiten.

7 Freizeit der Jugend mit Inhalten füllen

Kirchen, Vereine, Verbände und Stiftungen sollten mit attraktiven Angeboten auf die Jugendlichen zugehen. Wichtig sind dabei Freizeitangebote wie Sportveranstaltungen oder Ferienlager, die Alternativen zu Fernseh- und Computerkonsum bieten. Aber auch Jugendclubs, in denen junge Menschen Bildungsinhalte vermittelt bekommen, in denen sie eigenverantwortliches Mitgestalten lernen und Initiativen zur Existenzgründung unterstützt werden. Jugendliche sollten in diesen Initiativen lernen, Verantwortung zu übernehmen. Ohne eine solche Ansprache ist die Gefahr groß, dass sich vor allem rechte Parteien den Zurückbleibern widmen. Diese Angebote sind mit den Schulen zu koordinieren, am besten in Form von Projekten im Rahmen eines Ganztagsunterrichts. Wichtig ist dabei, dass nicht nur Projekte (Musical-Arbeitsgruppen und Ähnliches) angeboten werden, zu denen sich tendenziell die Mädchen hingezogen fühlen, sondern auch jungenbezogene Themen (Rap-AGs, Kampfsport-AGs) mit männlicher Betreuung.

8 Kommunikations-training für Jungen anbieten

Mädchen kommt in ihrer späteren Karriere zugute, dass sie tendenziell über bessere soziale und kommunikative Fähigkeiten verfügen als Jungen. Durch die zu beobachtende Auseinanderentwicklung der Geschlechter

verschärfen sich diese Kompetenzunterschiede noch. Überall, wo soziale Defizite bei Jungen vorhanden oder im Entstehen sind, sollten Sozialarbeiter, Sozialverbände, die Jugendhilfe, der jugendpsychologische Dienst oder Jugendgruppen gemeinsam mit den Schulen Programme anbieten, die das Selbstvertrauen, die Motivation und die Verantwortungsbereitschaft von männlichen Jugendlichen heben und ihnen das Gefühl geben, gefordert und ernst genommen zu werden. In Schulen sind dafür Experten von außen erforderlich, da männliches Personal vor allem in den Grundschulen kaum vorhanden ist. In Einzelfällen, in denen die Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen besonders groß sind, kann es auch sinnvoll sein, dass geschlechtergetrennter Unterricht angeboten wird.

9 Abwanderung akzeptieren

Ostdeutsche Länder befinden sich dem Dilemma, dass sie mehr in die Bildung ihrer jungen Bürger investieren, als sie ernten können. Die zum Teil hochklassigen Universitäten qualifizieren mehr Studenten, als im Osten Arbeit finden. Wenn nun zusätzliche Mittel für die Bildung der zurückgebliebenen männlichen Jugendlichen aufgewandt werden, dann bieten sich ihnen womöglich jene Chancen, von denen heute eher die jungen Frauen profitieren: Sie können mit einer Qualifikation in der Tasche gen Westen abwandern. Diese unerwünschte Folge ist dennoch zu akzeptieren, denn ein beschäftigter, qualifizierter Brandenburger in Stuttgart trägt mehr zur gesamtwirtschaftlichen Wertschöpfung (und auch zu seinem persönlichen Wohlbefinden) bei als ein arbeitsloser Brandenburger in Cottbus.

10 Bisherige Modelle zur Beschäftigungsförderung auf ihre Wirksamkeit überprüfen und gegebenenfalls abschaffen

Kein OECD-Land leidet unter einer höheren Arbeitslosenquote bei den gering Qualifizierten mittleren Alters als Deutschland.⁷² Dieses Phänomen zeigt sich vor allem in den neuen Bundesländern. Dies deutet darauf hin, dass die Gründe für die hohe Arbeitslosigkeit nicht konjunktureller, sondern struktureller Natur sind: Zum einen verhindert mangelnde Qualifikation eine Beschäftigung. Zum anderen stehen die vergleichsweise hohen Kosten einer Beschäftigung der gering Qualifizierten im Wege. Einfache Tätigkeiten werden deshalb nach wie vor eher ins Ausland verlagert als einheimischen Arbeitslosen übertragen. Ein-Euro-Jobs, Nachqualifizierungsmaßnahmen, der gesamte staatlich alimentierte „zweite Arbeitsmarkt“ bieten allem Anschein nach wenige Möglichkeiten, Arbeitslose dauerhaft in den ersten Arbeitsmarkt zurückzuführen. Im Gegenteil zementieren sie oft die Abhängigkeit der Arbeitslosen, führen zu Frustration und verschlingen mit ihrer Bürokratie wertvolle Mittel. Diese Programme werden selbst von den Betroffenen oft als unwürdige Beschäftigungstherapie empfunden. Maßnahmenträger sollten nach Erfolg bei der weiteren Vermittlung der betreuten Personen und nicht nach deren Anzahl bezahlt werden. Generell sollten nur Maßnahmen gefördert werden, mit denen Arbeitslosen zu mehr Autonomie und Initiative verholfen wird.

11 Bürgerarbeit aufwerten

Da es generell besser ist, Arbeit als Arbeitslosigkeit zu subventionieren, sollten auch Modelle zur Bürgerarbeit evaluiert werden. Dabei werden Mittel, die heute in Hartz IV, Mietzuschüsse oder Nachqualifizierungsmaßnahmen gesteckt werden, gebündelt, um damit Beschäftigung in der Altenbetreuung, der Jugendarbeit, in Kirchengemeinden oder bei der Instandhaltung von Infrastruktur zu finanzieren. Der Bedarf an sozialen Diensten wird in Zukunft gerade in den stark alternden Gebieten im Osten Deutschlands enorm steigen – gleichzeitig fehlen aber den Kommunen zunehmend die Mittel, diese Arbeiten zu finanzieren. Die Arbeitsvermittlung sollte deshalb gerade männliche Jugendliche über den wachsenden Personalbedarf in sozialen Diensten wie der Altenbetreuung informieren und eine entsprechende Qualifikation unterstützen.

12 Für neue Männerberufe werben

Arbeitsämter und Berufspädagogen sind aufgefordert, Jungen von Haupt- und Realschulen nicht nur auf klassische Männerjobs wie Bäcker oder Maurer, sondern auf zukunfts-trächtige Lehrberufe vorzubereiten – vor allem in der Dienstleistungsbranche wie etwa dem Tourismus oder in sozialen Bereichen. In Modellversuchen sollte getestet werden, welche Methoden dabei erfolgreich sind, um diese dann in der Breite einzusetzen. Dabei wird auch klar, welche anderen Einrichtungen (Schulen, Kirchen, Jugendclubs und Ähnliche) bei den Informationskampagnen helfen können.

13 Modelle zur Beschäftigung von gering Qualifizierten testen

Um auch gering Qualifizierte auf dem Weg in den ersten Arbeitsmarkt zu unterstützen, sind Modelle zu testen, mit denen die Produktivität der gering Qualifizierten verbessert werden kann. Dazu existieren eine Reihe von Vorschlägen, von Lohnzuschüssen, Kombilöhnen, negativer Einkommensteuer bis zum bedingungslosen Bürgergeld, das alle existierenden Sozialleistungen aufkommensneutral bündelt, es allen Bürgern zubilligt, ihnen aber darüber hinaus ein hohes Maß an Eigenverantwortung auferlegt.⁷³ All diese Vorschläge werden unter Politikern und Volkswirtschaftlern kontrovers diskutiert. Weil ein deutschlandweites Umsetzen dieser Vorschläge das kostspielige und politisch brisante Risiko des Scheiterns birgt, sollten einzelne Modelle regional auf ihre Wirksamkeit getestet und erst im Erfolgsfall in größeren Rahmen umgesetzt werden. Die neuen Bundesländer mit ihren großen Problemen bieten eine Vielzahl potenzieller Modellregionen an.

14 Von Entwicklungsprojekten lernen

Selbsthilfegruppen und Sparclubs zur Gründung kleiner Unternehmen bilden ein gesellschaftliches Kapital, das gute Zinsen trägt, wenn man es arbeiten lässt. Mikrokreditsysteme, die bei dieser Existenzgründung das Anschubkapital liefern, zeigen in Entwicklungsländern enorme Erfolge und haben Millionen aus dem Kreislauf von Armut und Anhängigkeit befreit.⁷⁴ Derartige Programme haben längst auch in Industrienationen Fuß gefasst. Es ist daher in Pilotprojekten zu prüfen, in welchem Umfang Selbsthilfegruppen und Mikrokreditprogramme zu Einkommen und mehr Unabhängigkeit führen können.

15 Autonomie von Kommunen fördern

In der Not reifen in der Bürgerschaft viele gute Ideen. Kommunen und Bürgerinitiativen haben aber selten die finanziellen Mittel, sie in den Alltag umzusetzen. Deshalb ist die Autonomie kleiner Verwaltungseinheiten zu erhöhen. Etwa durch Regionalbudgets, die Kommunen die Verwaltung von Finanzmitteln zubilligt, über die ansonsten das Land oder der Bund entscheidet. Sinnvoll wäre es auch, bestimmte Steuersätze von Kommunen oder Regionen festlegen zu lassen, damit sie sich Wettbewerbsvorteile verschaffen können. In der Schweiz etwa erhalten Kantone und Gemeinden auf diese Art ein hohes Maß an Selbstbestimmung.

METHODEN DER STATISTIK

Korrelation

Unter einer Korrelation versteht man einen linearen Zusammenhang zwischen zwei Variablen a und b. Die Stärke dieses Zusammenhangs wird mit einem Korrelationskoeffizienten angegeben, der Werte zwischen 1 und -1 annehmen kann. Ist der Korrelationskoeffizient null, besteht kein Zusammenhang zwischen den beiden Variablen. Bei einem Wert von 1 besteht ein perfekter positiver Zusammenhang (je größer a, desto größer b), bei -1 ein perfekter negativer Zusammenhang (je größer a, desto kleiner b). In sozialwissenschaftlichen Untersuchungen gelten Korrelationen bis 0,3 ($-0,3$) als schwach und ab 0,7 ($-0,7$) als stark.

Multiple lineare Regression

Eine multiple lineare Regressionsanalyse ist ein statistisches Verfahren, mit dem der Einfluss mehrerer Faktoren auf eine zu erklärende Variable bestimmt werden kann. Da soziale oder ökonomische Variablen stets von mehreren Faktoren beeinflusst werden, ist mit der Regressionsanalyse eine genauere Aussage möglich als mit einer Korrelation, die nur Zusammenhänge zwischen zwei Variablen beschreiben kann. Eine multiple Regressionsanalyse liefert als Ergebnis die Beta-Gewichte und die Signifikanz der einzelnen Faktoren. Beta-Gewichte geben an, welchen Teil der Varianz (der Streuung) einer zu erklärenden Variable ein bestimmter Faktor im Vergleich zu den anderen Einflussfaktoren erklärt. Die Signifikanz gibt an, ob die errechnete Einflussstärke eines Faktors statistisch bedeutsam, also verallgemeinerbar ist, oder ob das Ergebnis auf einem Zufall wie etwa einer verzerrten Stichprobe beruhen kann.

Wichtiges Merkmal einer multiplen Regressionsanalyse ist die erklärte Varianz (Streuung) der abhängigen Variablen. Die erklärte Varianz (auch R-Quadrat) gibt an, wie gut das untersuchte Set von Faktoren die auftretenden Werte der abhängigen Variablen vorhersagt. Ein R-Quadrat von 1 würde bedeuten, dass das statistische Modell die Varianz der Werte der abhängigen Variablen völlig erklärt. In den Sozialwissenschaften werden jedoch kaum erklärte Varianzen von mehr als 0,8 (80 Prozent der Varianz) erreicht.

ANMERKUNGEN UND QUELLEN

¹ Dienel, Christiane et al. (2004): Zukunftschancen junger Frauen in Sachsen-Anhalt. Abschlussbericht, S. 132 ff.

² Prognos-Institut (2007): Prognos-Zukunftsatlas 2007. Deutschlands Regionen im Zukunftswettbewerb. Berlin.

³ Obst, Torsten (2005): Disproportionale Bevölkerungsentwicklung in europäischen Regionen. Diplomarbeit (unveröffentlicht). Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald.

⁴ TNS Infratest Sozialforschung (2006): Gesellschaft im Reformprozess. Berlin.

⁵ Ansprache von Bundespräsident Horst Köhler bei der Vollversammlung des Deutschen Industrie und Handelskammertages am 22 November 2006 in Bochum; www.bundespraesident.de

⁶ FAZ vom 20. 09.2006: „Ein heillosen Männerüberschuss“.

⁷ Sämtliche Namen der befragten Experten oder Betroffenen wurden anonymisiert. Lediglich die beiden Bürgermeister erscheinen mit ihren korrekten Namen. Sie haben diesem Verfahren zugestimmt.

⁸ Quelle: Bundesinstitut für Berufsbildung, eigene Berechnung

⁹ Bundesministerium für Bildung und Forschung (2005): Berufsbildungsbericht 2005; S. 120

¹⁰ § 3 (2) Satz 1 SGB II

¹¹ Gefragt wurde nach der Mitgliedschaft in politischen Parteien, Sportvereinen, Kultur- oder Musikvereinen, Gewerkschaften, Hilfsorganisationen, Umweltschutzorganisationen, Bürgerinitiativen, der Freiwilligen Feuerwehr sowie selbst organisierten Projekten.

¹² Name der Gaststätte geändert

¹³ Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung beschäftigt sich in der genannten Studie mit minderjährigen, also unter 18-jährigen Müttern. Wir nehmen in unserer Analyse jedoch auf die unter 20-jährigen Mütter Bezug.

¹⁴ Kröger, Inga/Klingholz, Reiner/van Olst, Nienke (2004): Das Ende der Aufklärung. Der internationale Widerstand gegen das Recht auf Familienplanung. Berlin.

¹⁵ Quelle: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnung.

¹⁶ Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (2005): Teenager-Schwangerschaften in Sachsen. Angebote und Hilfebedarf aus professioneller Sicht. Köln.

¹⁷ South, Scott J. (1996): Mate Availability and the Transition to Unwed Motherhood. A Paradox of Population Structure. In: Journal of Marriage and the Family (58), 2, 265-279. Nicht verheiratete Mütter gelten in den USA als soziale Problemfälle. Da Ehen deshalb in der Regel früh geschlossen werden, ist der Indikator „nichteheliche Geburten“ für die USA in etwa mit der Bedeutung von Teenageschwangerschaften in Deutschland vergleichbar.

¹⁸ Neu abgeschlossene Ausbildungsverträge plus nicht vermittelte Bewerber im Jahr 2004

¹⁹ Arbeitslose unter 25 Jahre als Anteil an der Bevölkerung zwischen 15 und 24 Jahren

²⁰ UNFPA (2006): State of World Population 2006. A Passage to Hope. Women and International Migration. New York.

²¹ DIE ZEIT vom 19.8.2004: „Das globalisierte Dienstmädchen“.

²² Obst, Torsten (2005): Disproportionale Bevölkerungsentwicklung in europäischen Regionen. Diplomarbeit (unveröffentlicht). Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald.

²³ Aus biologischen Gründen kommen in Deutschland je 100 neugeborene Jungen nur etwa 94 Mädchen zur Welt. Aufgrund der höheren Sterblichkeit männlicher Kinder und der riskanteren Lebensweise junger Männer sinkt der Männerüberschuss bei den 18- bis 29-jährigen auf rund 96 zu 100.

²⁴ Geißler, Rainer (2000): Nachholende Modernisierung mit Widersprüchen. Eine Vereinigungsbilanz aus modernisierungstheoretischer Perspektive. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B40/2000.

²⁵ Trappe, Heike (1995): Emanzipation oder Zwang? Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik. Berlin, S.175.

²⁶ Schäffgen, Katrin (1998): Die Verdopplung der Ungleichheit. Dissertation. Humboldt-Universität zu Berlin.

²⁷ Trappe, Heike/Rosenfeld, Rachel A. (2001): Geschlechtsspezifische Segregation in der DDR und der BRD. Im Verlauf der Zeit und im Lebensverlauf. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (53), Sonderheft 41, S.152-181.

²⁸ Dienel, Christiane/Gerloff, Antje (2003): Geschlechtsspezifische Besonderheiten der innerdeutschen Migration für Sachsen-Anhalt. In:

Gender-Report Sachsen-Anhalt 2003. Magdeburg, S. 47-64.

²⁹ Avenarius, Hermann (2003): Bildungsbericht für Deutschland. Erste Befunde. Opladen. S. 204.

³⁰ Stanat, Petra/ Kunter, Mareike (2003): Kompetenzerwerb, Bildungsbeteiligung und Schullaufbahn von Mädchen und Jungen im Ländervergleich. In: Deutsches Pisa-Konsortium (2003): Pisa 2000. Ein differenzierter Blick auf die Länder der Bundesrepublik Deutschland. Opladen, S.211-242; Avenarius, Herman (2003): Bildungsbericht für Deutschland. Erste Befunde. Opladen, S.205.

³¹ Maccoby, Eleanor E. (2001): Psychologie der Geschlechter. Sexuelle Identität in den verschiedenen Lebensphasen. Stuttgart.

³² Haindorf, Götz (2003): Die Jungs von nebenan. Das magische Land der jungen männlichen Psyche. Göttingen.

³³ Mößle, Thomas et al. (2006): Mediennutzung, Schulerfolg, Jugendgewalt und die Krise der Jungen. In: Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe, 3/2006, S.295 ff.

³⁴ Spitzer, Manfred (2005): Vorsicht Bildschirm. Stuttgart.

³⁵ Mößle, Thomas et al. (2006): Mediennutzung, Schulerfolg, Jugendgewalt und die Krise der Jungen. In: Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe, 3/2006, S.295 ff.

³⁶ Spitzer, Manfred (2005): Vorsicht Bildschirm. Stuttgart.

³⁷ Mößle, Thomas et al. (2006): Mediennutzung, Schulerfolg, Jugendgewalt und die Krise der Jungen. In: Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe, 3/2006, S.295 ff.

³⁸ Beuster, Frank (2006): Die Jungenkatastrophe. Das überforderte Geschlecht. Reinbek.

³⁹ Statistisches Bundesamt (2006): Leben in Deutschland. Ergebnisse des Mikrozensus 2005. Pressebroschüre. Wiesbaden.

⁴⁰ z.B. Eckert, Thomas (2006). Die Feminisierung der Lehrerschaft als Kohortenphänomen – Entwicklungen der Lehrerschaft an allgemein bildenden Schulen Baden-Württembergs. In: Bildungsforschung (3), 1, www.bildungsforschung.org.

⁴¹ Cornelißen, Waltraud (2004): Einige Anmerkungen zur Debatte um die Benachteiligung von Jungen in der Schule. In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien, 1/2004, S. 128-136.

⁴² Cornelißen, Waltraud (Hg.) (2005): Gender-Datenreport. 1. Datenreport zur Gleichstellung von Männern und Frauen in der Bundesrepublik Deutschland im Auftrag des BMFSFJ. München, S. 47.

⁴³ Beuster, Frank (2006): Die Jungenkatastrophe. Das überforderte Geschlecht. Reinbek.

⁴⁴ Schumacher, Eva (2002): Die soziale Ungleichheit der Lehrer/innen oder: Gibt es eine Milieuspezifität pädagogischen Handelns? In: Mägdefrau, Jutta/ Schumacher, Eva (Hg.): Pädagogik und soziale Ungleichheit. Aktuelle Beiträge – Neue Herausforderungen. Bad Heilbrunn.

⁴⁵ Die jährlichen Wanderungssaldorate bezieht den Wanderungssaldo (Zuzüge minus Fortzüge) auf die Größe der betreffenden Bevölkerungsgruppe in einer Region. Sie wird in Zu- beziehungsweise Abwanderern je 1.000 Einwohner angegeben.

⁴⁶ Die Arbeitslosenquote wurde hier berechnet, indem die Zahl der arbeitslos gemeldeten Personen auf die Bevölkerung zwischen 18 und 25 Jahren – jeweils für Männer und Frauen – bezogen wurde. Dieser Wert ist also nicht identisch mit der von den Arbeitsagenturen gemeldeten Jugendarbeitslosenquote, der sich auf Erwerbspersonen (Erwerbslose plus Erwerbstätige) bezieht. Beide Werte korrelieren aber hoch.

⁴⁷ Die hier berechnete Beschäftigtenquote bezieht die Anzahl sozialversicherungspflichtig Beschäftigter unter 30 Jahre (am Wohnort) auf die Bevölkerung zwischen 15 und 29 Jahren. Die Zahl der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten umfasst alle Arbeiter, Angestellten und Personen in beruflicher Ausbildung, die in der gesetzlichen Rentenversicherung, Krankenversicherung und/ oder Arbeitslosenversicherung pflichtversichert sind oder für die Beiträge zur gesetzlichen Rentenversicherung gezahlt werden. Selbstständige und Beamte sind nicht enthalten.

⁴⁸ Anteil neu abgeschlossener Ausbildungsverträge als Anteil an den Ausbildungsinteressenten (neue Ausbildungsverträge plus registrierte nicht vermittelte Bewerber)

⁴⁹ Daten zu neu abgeschlossenen Ausbildungsverträgen und nicht vermittelten Bewerbern nach Geschlecht sind derzeit nur für Arbeitsagenturbezirke (AAB), nicht für Kreise verfügbar. Die Grenzen von AAB sind mit Kreisgrenzen nicht immer identisch. Es gibt sowohl AAB die mehrere Kreise beinhalten, als auch Kreise die zu mehreren AAB gehören. Im ersten Fall wurde für die vorliegende Analyse jedem Kreis der Wert des jeweiligen AAB zugewiesen. Im zweiten Fall wurde dem Kreis der Mittelwert aller angehörigen AAB zugeordnet.

⁵⁰ Zu den Schulabgängern ohne Hauptschulabschluss gehören neben Schülern, welche die Schule ohne Abschluss verlassen, auch solche, die lediglich einen Sonder- oder Förderschulabschluss erreichen.

⁵¹ Diefenbach, Heike/ Klein, Michael (2002): „Bringing Boys back in“. Soziale Ungleichheit

zwischen den Geschlechtern im Bildungssystem zu Ungunsten von Jungen am Beispiel von Sekundarschulabschlüssen. In: Zeitschrift für Pädagogik (48), 6, S. 938-958.

⁵² Idealerweise hätte man die Daten zur Geschlechterzusammensetzung der Lehrerschaft von Mitte der 1990er Jahre zugrunde legen müssen, da Schullaufbahnentscheidungen aus dieser Zeit Einfluss auf die Absolventenquoten etwa sechs bis acht Jahre später nehmen. Da die Aufarbeitung von Daten über das Lehrpersonal an Grundschulen nach Geschlecht und Kreisen für die Zeit vor dem Jahr 2001 in zahlreichen Bundesländern sehr aufwändig und kostenintensiv ist, haben wir nur die einfacher zugänglichen Daten der Schuljahre 2001/02 bis 2003/04 verwendet. Es ist jedoch anzunehmen, dass beim Beruf des Lehrers innerhalb von fünf Jahren kaum relevante Verschiebungen der Geschlechterzusammensetzung stattgefunden haben. In unsere Berechnung gehen alle Lehrkräfte, Vollzeit wie Teilzeit, mit ein, da eine Trennung dieser beiden Gruppen auf Kreisebene nicht für alle Bundesländer möglich ist. Bereits Diefenbach und Klein hatten auf Bundeslandebene festgestellt, dass sich die Analyseergebnisse ohne beziehungsweise mit Teilzeit-Grundschullehrern nur marginal unterscheiden.

⁵³ Daten standen zur Verfügung für Berlin, Bayern, Baden-Württemberg, Nordrhein-Westfalen, Hessen, Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen. Für Schleswig-Holstein und Hamburg sind Daten zum Geschlecht von Grundschullehrern generell nicht verfügbar (diese Länder erheben Daten nur für alle Schultypen zusammen). Die statistischen Behörden von Rheinland-Pfalz, Bremen, Saarland und Niedersachsen verlangen zum Teil erhebliche Gebühren für die Bereitstellung dieser Daten, so dass die Daten vorerst nicht beschafft werden konnten.

⁵⁴ Gosch, Sabine (2003): Ergebnisse der sächsischen Wanderungsanalyse. Statistisches Landesamt Sachsen.

⁵⁵ Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (2005): Männer leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung. Köln.

⁵⁶ Die Befragten gaben darüber Auskunft, ob sie einen festen Partner haben – unabhängig davon ob sie mit diesem zusammen wohnen oder nicht.

⁵⁷ FAZ vom 20.09.2006: „Ein heilloser Männerüberschuss“.

⁵⁸ Pfeiffer, Christian (1998): Juvenile Crime and Violence in Europe. In: Tonry, Michael (Hg.): Crime and Justice. A Review of Research (23), S. 255-328.

⁵⁹ Pfeiffer, Christian/ Wetzels, Peter (2001): Zur Struktur und Entwicklung der Jugendgewalt in Deutschland. In: Oerter, Rolf/ Höfling, Siegfried (Hg.): Mitwirkung und Teilhabe von

Kindern und Jugendlichen. Berichte und Studien der Hanns-Seidel-Stiftung (83), 108-141.

⁶⁰ Kurt Möller (1991): Gewalt und politischer Extremismus – Herausforderungen für die Jugendarbeit, in: Neue Praxis, 4/1991, S.283.

⁶¹ Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) (2006): Deutsche Zustände. Folge 4. Frankfurt a. M.

⁶² Bacher, Johann (1999): Arbeitslosigkeit und Rechtsextremismus. Forschungsergebnisse auf Basis der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage in den Sozialwissenschaften (Allbus) 1996 und der Nürnberger BerufsschülerInnenbefragung 1999. Arbeits- und Diskussionspapier 99-6. Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät der Universität Nürnberg.

⁶³ Vgl. Decker, Oliver/ Brähler, Elmar (2006): Vom Rand zur Mitte. Rechtsextreme Einstellungen und ihre Einflussfaktoren in Deutschland. Friedrich-Ebert-Stiftung, Berlin.

⁶⁴ Neu, Viola (2006): Landtagswahl in Mecklenburg-Vorpommern und Abgeordnetenhauswahl in Berlin am 17. September 2006. Wahlanalyse. Konrad-Adenauer-Stiftung.

⁶⁵ Guttentag, Marcia/ Secord, Paul F. (1983): Too Many Woman? The Sex Ratio Question. Beverly Hills.

⁶⁶ www.npd.de, Parteiprogramm der NPD, Abschnitt 2

⁶⁷ www.rep-mainz.de, Parteiprogramm der Republikaner, S. 33

⁶⁸ Fromm Reiner/ Barbara Kernbach: Rechts-Extremismus – ein Männerphänomen? Online unter www.mediageneration.net/jugendszene/buch6.pdf

⁶⁹ Grundlage: Datensatz des 3. Familiensurveys des Deutschen Jugendinstituts, der sowohl den Status der Partnerschaft analysiert, als auch eine Reihe interessanter Fragen bezüglich gesellschaftlicher und politischer Einstellungen stellt.

⁷⁰ Eigene Berechnungen. Weil die Geburtenrate Mitte der 1990er Jahre in den neuen Bundesländern deutlich geringer war als gegenwärtig, kann man den Wert von 2005 nicht einfach mit elf multiplizieren, sondern die hypothetische Zahl der Geborenen muss für jedes Jahr mithilfe der altersspezifischen Geburtenziffern separat berechnet werden

⁷¹ Elbe-Elster-Rundschau vom 24. August 2006: „Lausitzer Schulpsychologen müssen immer öfter helfen“ sowie „Ängste, Unlust und Depressionen. Die Schulpsychologen der Region werden mit Fällen überhäuft“

⁷² Ifo-Institut für Wirtschaftsforschung (2007): Reformkonzepte zur Erhöhung der Beschäftigung im Niedriglohnbereich. In: Ifo-Schnelldienst, 4/2007. München.

⁷³ ebd.

⁷⁴ VENRO-Verband Entwicklungspolitik deutscher Nichtregierungsorganisationen (Hrsg.) (2007): „Mein Wort zählt“. Mikrokredite: Kleines Kapital – große Wirkung. Frankfurt a.M.

Berlin-Institut

für Bevölkerung und Entwicklung
Schillerstraße 59
10627 Berlin

www.berlin-institut.org

Das Berlin-Institut dankt der Jeannette und Michael Saalfeld Stiftung
aus Hamburg für die Unterstützung bei der Publikation dieser Studie.

ISBN 978-3-00-02-1678-7

zierten Frauen +++ Krise auf dem Arbeitsmarkt +++ junge Männer legen zu – aber nur bei den niedrigen Schulabschlüssen +++ wo entsteht die neue
zu viele Lehrerinnen sind schlecht für die Jungen +++ die neuen jungen Mütter +++ wo Männerbranchen dominieren, wandern Frauen ab +++ gering